



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

**Unsere Kolonien, was sind sie wert, und wie können wir
sie erschliessen?**

Seidel, August

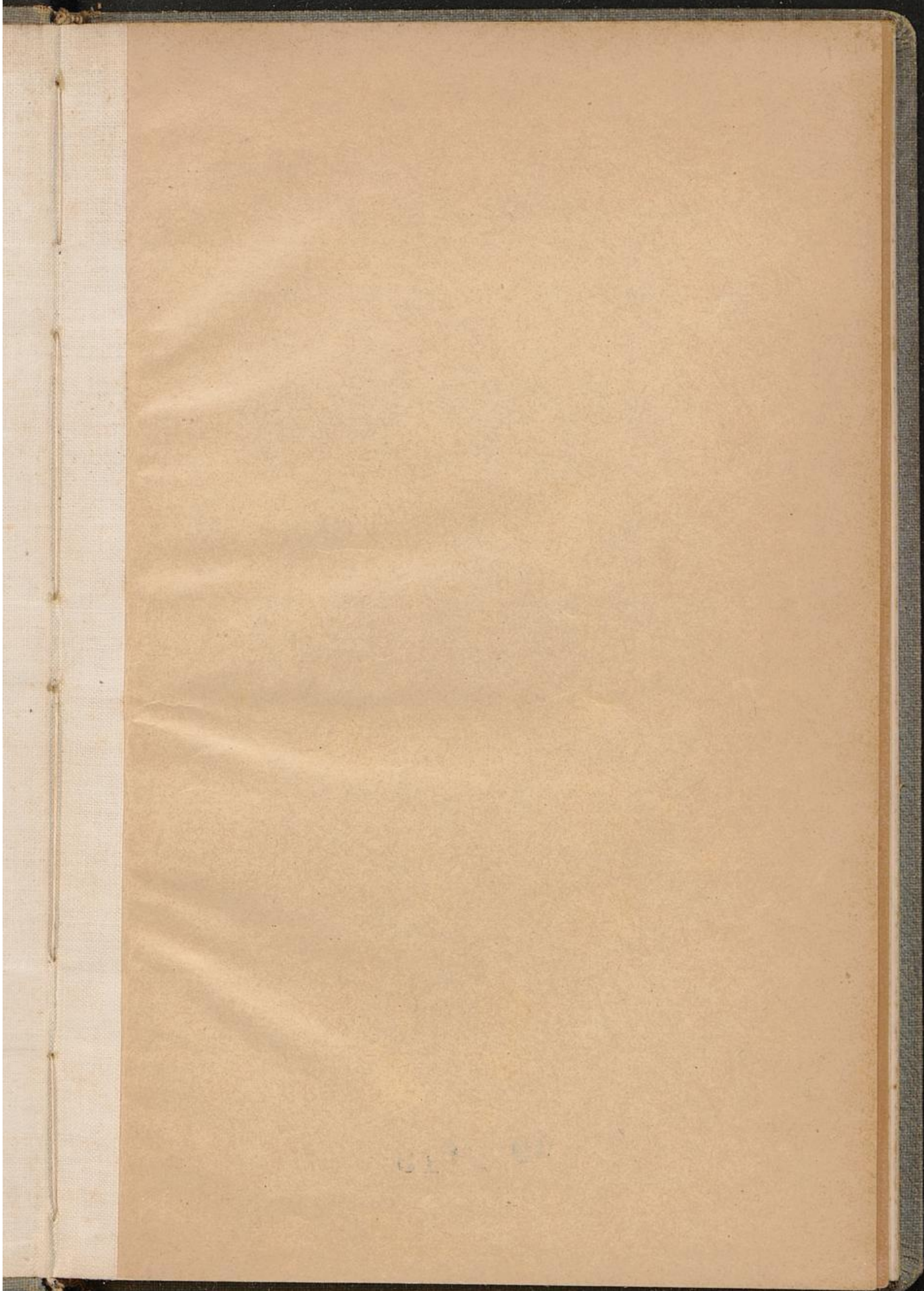
Leipzig, 1905

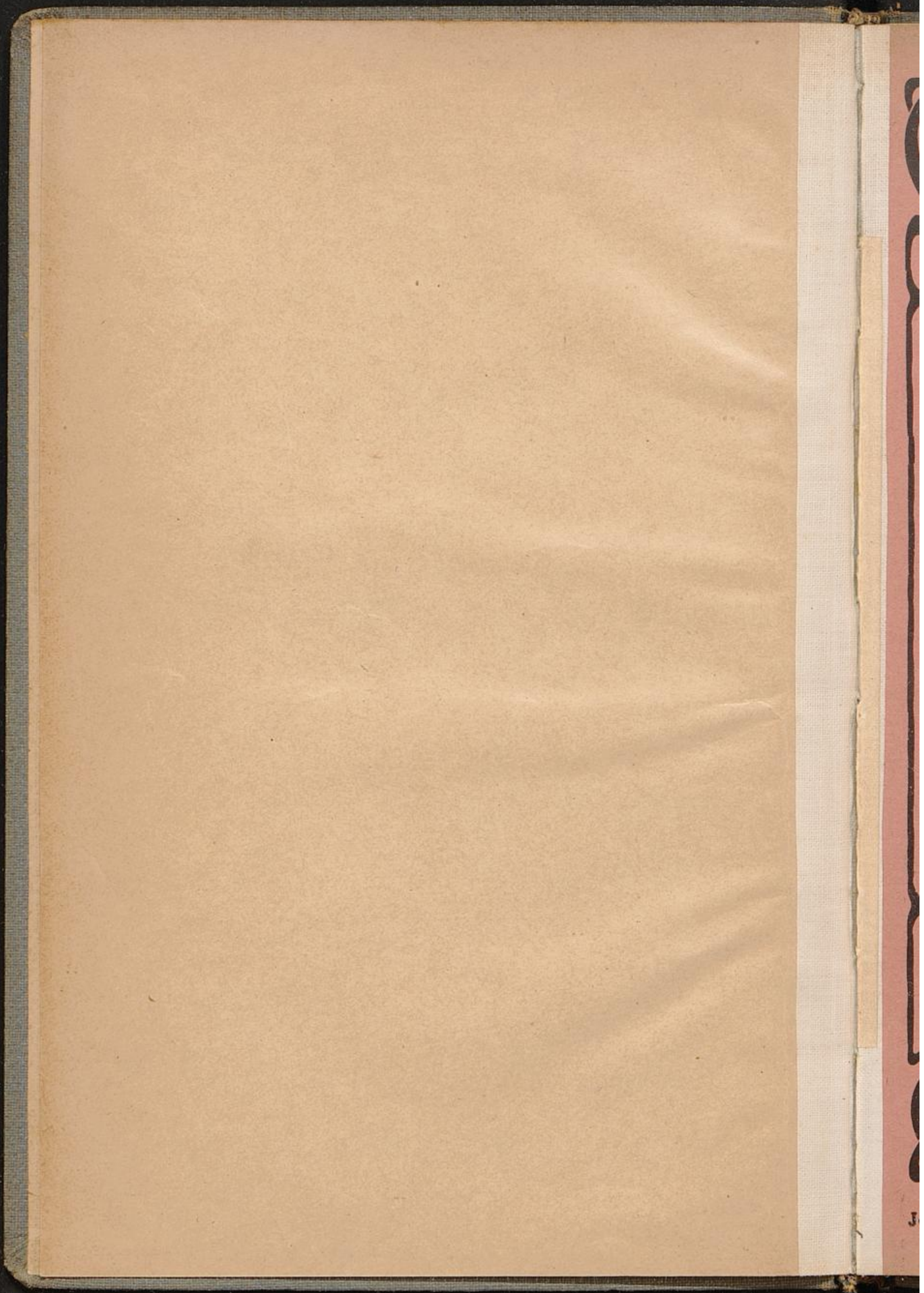
urn:nbn:de:gbv:46:1-8975



39.c.2115

39c2115





Sozialer Fortschritt

Hefte und Flugschriften für Volkswirtschaft und Sozialpolitik.

Unter Mitwirkung erster Sachkenner für Gebildete aller Kreise geschrieben.

No. 41/44.

Unsere Kolonien,
was sind sie wert, und wie
können wir sie erschliessen?

Ein Kolonialprogramm

von

A. Seidel,

früher Redakteur der „Deutschen Kolonialzeitung“.

ngw

1.-10. Tausend.

Pr. 60 Pf.

LEIPZIG
FELIX DIETRICH

1905.

Jedes Heft: 15 Pfg. — Doppelheft: 30 Pfg. — Die Reihe von 10 Heften: Mk. 1.20.



Sozialer Fortschritt

Hefte und Flugschriften für Volkswirtschaft und Sozialpolitik.

Unter Mitwirkung erster Sachkenner für Gebildete aller Kreise geschrieben.

Redaktion und Verlag: Felix Dietrich, Leipzig, Brüderstrasse 49 pt.

Unsre Sammlung hat es sich zur Aufgabe gestellt, einem möglichst weiten Leserkreis Abhandlungen über wesentliche Fragen der Volkswirtschaft und Sozialpolitik zu bieten, die möglichst von ersten Sachkennern objektiv ohne Parteilärbung geschrieben sind. Die Hefchen sind, ihrem Umfang entsprechend, als erste Einführung in die zu behandelnden Fragen gedacht.

Preis jedes Heftes 15 Pf., Doppelheft 30 Pf.

Jede Reihe von 10 Hft. M. 1.20. Reihe I/II, III/IV je in ein. Bde. brosch. M. 2.40, geb. 3.—.

Flugschriftausgabe einzelner Hefte ohne Umschlag auf einfachem Papier gedruckt: 50 Exemplare ca. 3 Mk. und 100 Exemplare ca. 5 Mk.

In der Sammlung „Sozialer Fortschritt“ erschienen bisher:

- 1) **Sombart, Prof. Dr. W.**, Breslau: Warum sollte sich heute jedermann für Fragen der Volkswirtschaft und Sozialpolitik interessieren?

Das Hefchen deckt die vielen Beziehungen auf, die jedermann heute zu der Lehre vom Wirtschaftsleben hat und zeigt die Notwendigkeit für alle, sich nach Kräften um die Mehrung ihrer volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Kenntnisse zu mühen.

- 2) **Schulz, M. v.:** Koalitionsrecht!

„Schulz ist Vorsitzender des Berliner Gewerbegerichts. Wer über die ewige Unzufriedenheit unserer Arbeiter klagt und ihnen Gleichgültigkeit in nationalen Fragen zum Vorwurf macht, lese diese kleine Schrift von Schulz. Er wird manches anders ansehen lernen und begreifen, dass es für die Gebildeten an der Zeit ist, ihre Stellung zur Arbeiterschaft zu revidieren.“
(*Freistatt, München 1904, S. 376.*)

- 3) **Timmermann, W.:** Was will die Bodenreform? Wodurch erstrebt sie eine Besserung der Wohnungsverhältnisse? Mit Vorwort von A. Damaschke, Vorsitz. d. Bundes der deutschen Bodenreformer.

„In diesem geschmackvoll ausgestatteten Hefchen gibt unser Bundesfreund eine knappe und übersichtliche, jedoch trotz der Kürze der Fassung keinen wesentlichen Punkt unberührt lassende Erörterung des Themas Wohnungsfrage und Bodenreform. Auf allen behandelten Gebieten sind die Ansichten der massgebenden Autoritäten zur Darstellung gebracht und die Ausführungen des Verfassers durch das neueste und zuverlässigste Zahlenmaterial gestützt. Bei dem auf Massenaufgabe berechneten, überaus billigen Preis sollte die zur Verbreitung unsrer Gedanken ausserordentlich wertvolle Schrift bald in den Händen aller Bodenreformer sich befinden.“

(*Erich Neuhaus in „Deutsche Volksstimme“ April 1904.*)

(Fortsetzung siehe 3. Umschlagseite.)

- 4) **Agahd, K.:** Kinderarbeit und Kinderschutz.

„Der Verfasser, dessen Arbeiten man hauptsächlich die Kenntnis der Zahl und der Verhältnisse der gewerblichen Kinderarbeit verdankt, fasst hier seine Ergebnisse kurz zusammen, weist auf die Verhältnisse in den andern Kulturländern hin und bespricht dann das Reichsgesetz betr. Regelung der Kinderarbeit, dessen Text er zum Schluss folgen lässt.“
(*Deutsche Literat.-Ztg. 21./5. 1904.*)

- 5) **Ostwald, H.:** Unsere armen Wandernden und wie sie unterstützt werden.

Verf. schildert hier die derzeitigen Verhältnisse der Wanderarmut und des Unterstützungswesens, das Leben in den Stationen und Arbeiterkolonien, deckt die Mängel und Schäden dieser Einrichtungen auf und zeigt, wo hier in erster Linie die bessernde Hand anzulegen ist. Zur Frage der Arbeitslosenversicherung bildet der Aufsatz einen schätzenswerten Beitrag.

(Siehe auch „Berliner Tageblatt“, Leitartikel vom 25./6. 1904.)

- 6/7) **Unold, Dr. J.:** Das Wahlrecht. Wie es war, wie es ist, und wie es, zumal in den deutschen Einzelstaaten, werden soll! (30 Pf.)

„Die Unoldsche Schrift bietet schon bei der Fülle des historischen und politischen Materials, dann aber auch wegen ihrer übersichtlichen und prägnanten Abfassung einen sehr schätzenswerten Beitrag zur Wahlrechtsfrage, der für jeden Politiker und aufmerksamen Beobachter unserer staatlichen Entwicklung von Interesse ist.“

(*Münch. Neueste Nachr. 19./5. 1904.*)

- 8) **Katscher, L.:** Japanische Wirtschafts- und Sozialpolitik.

Verfasser bietet nach besten Quellen einen hochinteressanten Beitrag zur japanischen Wirtschafts- und Sozialpolitik und zeigt, wie

Sozialer Fortschritt

Hefte und Flugschriften für Volkswirtschaft und Sozialpolitik.

Unter Mitwirkung erster Sachkenner für Gebildete aller Kreise geschrieben.

— No. 41/44. —

Unsere Kolonien,

was sind sie wert, und wie können wir
sie erschliessen?

Ein Kolonialprogramm

von

A. Heidel,

früher Redakteur der „Deutschen Kolonialzeitung“.

1.—10. Tausend.



Leipzig
Felix Dietrich

1905.

211508

Inhalt.

	Seite		Seite
I. Einleitung.			
Wozu erwarten wir Kolonien? Ist die Erwerbung von Kolonien überhaupt lohnend? Müssen Kolonien einen Ueberschuß ergeben, um lohnend zu sein? Skizzierung der Aufgabe der folgenden Untersuchung	3		
II. Allgemeine Vorbedingungen der wirtschaftlichen Erschließung.			
a) Klima und Gesundheitsverhältnisse. Einfluß auf den Europäer	5		
b) Bevölkerungsdichtigkeit	13		
c) Die Kolonien und der Reichstag	14		
d) Die Kolonien und das heimische Kapital	15		
e) Die Organisation der Verwaltung daheim und draußen	16		
f) Beschaffung von Arbeitskräften. Slaverei, Arbeitszwang	18		
g) Die Verkehrsverhältnisse. Wegebau, Flugregulierungen, Eisenbahn, Häfen	19		
h) Die Absatzverhältnisse	25		
III. Die Urproduktion der Kolonien und ihre Ausbeute durch Eingeborene und Europäer		26	
		IV. Die wirtschaftliche Betätigung der Eingeborenen	28
		V. Die wirtschaftliche Betätigung der Weißen.	
		Allgemeine Fragen. Kann der Europäer in den Tropen dauernd leben und arbeiten? Sind wir ein Kolonialvolk?	37
		a) Die Siedlung	39
		b) Der Ackerbau	45
		c) Die Viehzucht	47
		d) Der Plantagenbau	51
		e) Bergbau	57
		f) Der Handel	60
		VI. Was sollen wir also tun? Ein Kolonialprogramm.	
		A. Einleitung	62
		B. Vorschläge allgemeinen Charakters, das Mutterland betreffend	63
		C. Vorschläge, welche alle Kolonien gleichmäßig betreffen	70
		D. Vorschläge, welche einzelne Kolonien betr.	73
		E. Die finanzielle Tragweite der gemachten Vorschläge	76



39c2115

I. Einleitung.

Wenn wir den Wert unserer Kolonien feststellen wollen, so müssen wir sie an den Zwecken messen, um deretwillen wir sie erworben haben. Wir haben aber bekanntlich in der Hauptsache Kolonialpolitik betrieben, weil wir

- 1) Ansiedelungsgebiete für unsere starke Auswanderung suchten,
- 2) Stützpunkte brauchten für den Schutz unseres Überseehandels,
- 3) Eigene Bezugsquellen haben wollten für unseren starken Verbrauch an Kolonialerzeugnissen,
- 4) Neue und bequeme Absatzgebiete nötig hatten für unsere Industrieerzeugnisse.

Wer die deutsche Wirtschaftsgeschichte der letzten 50 Jahre kennt, wird diesen vier Forderungen gewiß ein bedeutendes Gewicht zuerkennen müssen. Sie schreien nach Befriedigung.

Ebenso wenig läßt sich bestreiten, daß eigene Schutzgebiete in besonders hervorragender Weise geeignet waren und sind, diesen brennenden Bedürfnissen Befriedigung zu schaffen.

Unter der eigenen Flagge hat man erheblich größere Aussicht, die Auswanderer übersee national und wirtschaftlich noch lange an das Mutterland zu binden. Nur auf eigenem Grund und Boden kann man wirklich starke Flottenstützpunkte schaffen. Die Hunderte von Millionen, die das deutsche Volk alljährlich für Kolonialprodukte ausgibt, bleiben im eigenen Säckel, wenn sie in eigene Kolonien fließen. Eigene Gebiete öffnen sich leichter und williger dem Absatz deutscher Fabrikate als fremdherrliche Länder.

Freilich die Erwerbung, Unterwerfung, Erforschung, Verwaltung und wirtschaftliche Erschließung von Kolonien kostet Geld und erfordert nicht nur hohe einmalige Aufwendungen, sondern sicher auf lange Jahre hinaus, vielleicht für immer, erhebliche jährliche Ausgaben. Wir geben im Durchschnitt — von außerordentlichen Erfordernissen abgesehen — jetzt jährlich etwa 30 Millionen für unsere Schutzgebiete aus, und der Zeitpunkt ist noch nicht abzusehen, wo diese Summe — sei es durch Minderausgaben oder Mehreinnahmen — etwa sich verringert. Wir müssen vielmehr sicher noch mit der Notwendigkeit erhöhter Aufwendungen für die nächsten Jahrzehnte rechnen.

Aber — und das kann nicht nachdrücklich genug hervor-
gehoben werden — diese Summe erscheint gering gegen-

über den ungeheuren Vorteilen, die damit gewonnen werden, gegenüber der Erhaltung von Hunderttausenden in deutscher Art und Sitte, gegenüber der Sicherung und Ausbreitung des Ueberseehandels und gegenüber der Tatsache, daß Hunderte von Millionen, die sonst dem Auslande zufließen würden, dem Nationalvermögen erhalten bleiben. Die erhaltenen Werte und gewonnenen Vorteile gehen in die Milliarden; das wäre selbst eine größere Versicherungsprämie wert.

So betrachtet, erscheint auch die Frage nach dem „Ueberschuß“, den die Kolonien dem Reiche bringen sollen, als von sekundärer Bedeutung. Sie haben ihren Zweck erfüllt, wenn sie den oben dargelegten Aufgaben genügen und die für ihre Erhaltung erforderlichen Summen das Maß einer angemessenen Versicherungsprämie nicht übersteigen.

Sollte es erreichbar sein, dereinst ohne Zuschüsse seitens des Mutterlandes auszukommen oder gar noch Ueberschüsse an dasselbe abzuführen, nun um so besser. Und selbstverständlich muß es unsere Aufgabe sein, dahin zu streben und unsere Kolonialpolitik darauf einzurichten. Aber für eine weitblickende und großzügige Kolonialpolitik steht dies Ziel erst in zweiter Reihe.

Vor allem haben wir uns also zu fragen: „Leisten die Kolonien das, wozu wir sie erworben haben, oder wenn nicht,

haben wir Aussicht, sie dahin zu bringen, daß sie es dereinst leisten und wie?

Erst wenn wir eine dieser Fragen bejaht haben, wenn wir haben einsehen müssen, daß die Kolonien uns unabsehbaren Nutzen bringen, der mit 30 Millionen im Jahre nicht zu teuer bezahlt ist, erst dann ziemt es uns als guten Wirtschaftlern zu sehen, ob und wie wir etwa ohne Beeinträchtigung des Zweckes der Schutzgebiete billiger fahren oder gar ganz ohne Aufwendungen davonkommen können.

Das ist die Art, wie die deutschen Kolonien und die deutsche Kolonialpolitik angesehen werden müssen, und so werden wir sie im folgenden betrachten.

Wir haben also zu untersuchen, wie unsere Kolonien heute sind und was etwa aus ihnen gemacht werden kann.

Die Umsänglichkeit und Weitschichtigkeit der ersteren Frage kann nicht leicht überschätzt werden. Handelt es sich doch um Gebiete in einem Gesamtumfange von mehr als $2\frac{1}{2}$ Mill. Quadratkilometern! Wenn man sich ein solches Areal vergegenwärtigt, so möge man auch gleichzeitig versuchen, sich die Schwierigkeiten vorzustellen, die es machte, die Zeiträume und die Geldmittel, die es erforderte, um diese Gebiete auch nur oberflächlich kennen zu lernen, zumal man dabei noch den Widerstand der Eingeborenen zu überwinden hatte.

Auch heute ist diese Aufgabe noch keineswegs gelöst; aber wir wissen genug von den Verhältnissen der einzelnen Schutzgebiete, um uns von ihrer wirtschaftlichen Bedeutung ein hinlänglich klares Bild entwerfen zu können.

Es ist nicht beabsichtigt, hier eine vollständige Beschreibung der deutschen Schutzgebiete zu geben. Die allgemeinste Kenntnis ihrer natürlichen Verhältnisse wird vielmehr vorausgesetzt, und es werden hier nur

Diejenigen Momente eingehender besprochen werden, die für die wirtschaftliche Entwicklung der Schutzgebiete unmittelbar von Bedeutung sind.

Das Ergebnis unserer ersten Untersuchung — um dies vorweg zu nehmen — wird sein, daß die deutschen Kolonien heute noch nicht den zu stellenden Anforderungen genügen, und wir werden daher weiter zu prüfen haben, ob die Aussicht besteht, die vorhandenen Anlagen entsprechend zu entwickeln, und welche Wege dazu eingeschlagen werden müssen.

II. Allgemeine Vorbedingungen der wirtschaftlichen Erschliessung.

Die wirtschaftliche Entwicklung einer Kolonie hängt zunächst von einer Reihe allgemeiner Faktoren ab. Hierher gehören in erster Linie das Klima des Landes und seine Bevölkerungsdichte, die größere oder geringere Geneigtheit und Geschicklichkeit des Mutterlandes, die Entwicklung der jungen Kolonie kräftig zu fördern, eine zweckmäßige Organisation der Verwaltung, reichliche und billige Arbeitskräfte, günstige Verkehrsverhältnisse im Innern und nach außen, vorteilhafte Absatzmöglichkeiten für die Erzeugnisse der wirtschaftlichen Betätigung und schließlich auch die Steuer- und Zollverhältnisse.

Es wird die Aufgabe der folgenden Blätter sein darzulegen, wieweit diese allgemeinen Vorbedingungen der wirtschaftlichen Erschließung unserer Schutzgebiete hinderlich oder förderlich sind oder ihr wenigstens nicht im Wege stehen.

a) Klima und Gesundheitsverhältnisse.

Was zunächst die klimatischen Verhältnisse der deutschen Kolonien betrifft, so wird dadurch nicht nur die Frage der dauernden Ansiedelung von Weißen und der Möglichkeit eigener körperlicher Arbeit derselben wesentlich bez. ausschlaggebend beeinflusst, auch die Möglichkeit einer ganzen Reihe von Wirtschaftsbetrieben hängt geradezu allein von der Beschaffenheit des Klimas ab. Daher verdienen diese Verhältnisse eine ganz besondere Aufmerksamkeit und eingehendere Behandlung.

Bekanntlich liegen unsere Schutzgebiete, abgesehen von Deutsch-Südwestafrika und Kiautschou, sämtlich in den Tropen. Dadurch ist im allgemeinen schon die Charakteristik ihres Klimas gegeben, wenn auch der Einfluß der Bodengestaltung und des Meeres mehrfach sich mildernd bemerkbar macht.

So ist das Klima des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes tropisch, aber nicht einheitlich. Von Ende April bis Anfang Oktober, d. i. während der Trockenzeit, wehen südöstliche, von Mitte November bis Mitte März nordöstliche Winde. Diese östlichen Winde treiben die Dunstmassen des Indischen Ozeans ins Land, wo sie beim Aufstieg auf das Hochplateau abgekühlt und niedergeschlagen werden. Ins Binnenland gelangt davon naturgemäß nur wenig.

Je nach dem Sonnenstande tritt eine Trockenzeit und eine gewitterreiche Regenzeit ein. Das Vorland, außerdem zum Teil von den erwähnten Steigungsniegerschlägen betroffen, hat gewöhnlich zweimal Regen- und Trockenzeit. Im Innern ist der Gegensatz zwischen beiden Jahreszeiten weniger stark. Die Regenzeiten sind von sehr verschiedener Ergiebigkeit und fallen zum Schaden der Vegetation oft sehr spärlich aus. Im Gebiet des ostafrikanischen Grabens beträgt die Regenzeit nur 3—4 Monate und die Regenhöhe nur 30—40 cm.

Die Temperatur der feuchten Küstenlandschaften ist ziemlich gleichmäßig; sie bewegt sich im Mittel zwischen 23° C. (im Juli) und 28° C. (im Februar). Da die trockene Luft des hochgelegenen Binnenlandes die Zustrahlung wie die Ausstrahlung der Wärme fördert, so sind hier die Tage heißer und die Nächte kühler, ein Gegensatz, der unter anderem einen außerordentlich starken Taufall zur Folge hat.

In Deutsch-Südwestafrika zeigt das Klima starke Gegensätze. Der Norden, noch in den Tropen liegend, hat reichliche, der Süden, schon der gemäßigten Zone zugehörend, spärliche Niederschläge; das Binnenland zeigt Sommerregen, die Küste Winterregen.

Das Klima der Küste wird bedingt durch das ungewöhnlich kalte Auftriebwasser des Meeres in Verbindung mit den herrschenden, kühlen Südwestwinden, welche die Dunstmassen landwärts treiben, aber die Regenbildung hindern. Die Folge ist ein gleichförmiges, ungemein regenarmes, dabei aber luftfeuchtes und für die geographische Breite kaltes Klima. Die mittlere Jahreswärme beträgt nur 16—17° C.; im heißesten Monat, dem März, erreicht die mittlere Temperatur 20° C., im August, dem kältesten Monat, nur 14° C. Des Nachts treten starke Nebel auf, die sich zu überreichlichem Taufall verdichten.

Gänzlich verschieden davon ist das Klima des Binnenlandes. Die Luft ist trocken; ihre Wärme nimmt mit wachsender Meereshöhe zu. Infolge der Lufttrockenheit zeigt sich ein starker Gegensatz zwischen Tag- und Nachttemperatur. Im Sommer beobachtet man tagsüber Temperaturen von über 40° C., die nachts bis auf 15° C. abstürzen. Auch der Unterschied zwischen Sonnen- und Schattentemperatur ist gewaltig und kann bis zu 30° C. betragen. Der wärmste Monat ist der November oder Dezember (durchschnittlich 38° C. im Schatten, nachts 15° C.), der kälteste der Juni oder Juli (ca. 28° C., nachts — 9° C.).

Der Regenfall ist am stärksten im Norden und nimmt nach Süden zu schnell ab. Während man in den nördlichen Gebieten deutlich eine heiße Regenzeit (etwa Oktober bis April) von einer kalten Trockenzeit (etwa Mai bis September) unterscheiden kann, verwischt sich dieser Gegensatz, je mehr man nach Süden kommt. Die Regenzeit tritt unregelmäßig auf, bleibt in einzelnen Jahren ganz aus und dauert auch im günstigsten Falle selten über vier Monate.

Die Winde kommen hauptsächlich aus Südwest (kühl und trocken) und aus Nordost (warm und feucht).

Die klimatischen Verhältnisse in Kamerun lassen einen deutlichen Gegensatz zwischen der Küste und dem inneren Hochlande einerseits und

dem Süden und Norden des Schutzgebietes andererseits erkennen. An der Küste ist das Klima gleichmäßig feuchtwarm. Der Temperaturunterschied zwischen dem wärmsten Monat (Februar: ca. 27° C.) und dem kältesten (Juli: ca. 24° C.) beträgt nur 3° . Das innere Hochland zeigt dagegen bedeutend niedrigere Temperaturen und starke Gegensätze zwischen warmer und kalter Jahreszeit sowohl, wie zwischen Tag- und Nachttemperatur. Baliburg (1340 m) hat z. B. nur ein Jahresmittel von 18° aufzuweisen. Ein Abfall von 32° am Tage auf 7° in der Nacht ist dort nichts seltenes, während an der Küste die Tagesschwankungen $5-6^{\circ}$ nicht zu überschreiten pflegen. Auch die höheren Regionen des Kamerungebirges zeigen eine Mäßigung gegenüber den hohen Temperaturen der Küstenniederung.

Am Tage wird die Hitze durch eine von West oder Südwest wehende Seebrise etwas gemildert. Um Mitternacht tritt eine schwache östliche Landbrise an ihre Stelle, die bis in den Vormittag hinein anhält. Die heißere Zeit zeigt im allgemeinen auch eine stärkere Luftbewegung.

Der Regenfall ist sehr beträchtlich, an der Küste stärker, als im Binnenlande, im Süden schwächer als im Norden. Am Kamerunästuar fallen jährlich 4000 mm Regen. In Baliburg sinkt die Regenhöhe bereits auf 2750 mm, und in Saunde beträgt sie nur noch 1531 mm, ist aber immer noch einmal so hoch, als der Regenfall Deutschlands (700 mm). Das regenreichste Gebiet (nach Tschrapundji das regenreichste der Welt) liegt zwischen Kap Debundja und der Tabakspflanzung Vibundi.

Der Gegensatz zwischen einer Regenzeit und einer Trockenzeit ist im ganzen wenig ausgeprägt, da selten ein Monat ganz ohne Niederschläge bleibt. Man kann höchstens von einer regenreichen und einer weniger regenreichen Jahreszeit sprechen. Im Kamerunästuar zeigen die Monate November bis Februar die schwächsten, Juni bis September die stärksten Niederschläge. Die Zeit des stärksten Regens fällt mit der Zeit der größten Kühle zusammen. In den Uebergangsmonaten sind Gewitter und Gewitterböen (Tornados) außerordentlich häufig. An der Küste zählt man jährlich 120 bis 150 Gewittertage. Diese Zahl nimmt aber nach dem Innern noch erheblich zu und beläuft sich z. B. in Baliburg auf 218.

In Südkamerun kann man an der Küste wie auf dem Berglande des Innern zwei Regenzeiten und zwei Trockenzeiten unterscheiden.

Das Klima Togos ist gleichfalls tropisch. Die Wärme beträgt im Jahresmittel an der Küste über 26° C. Die höchste Temperatur fällt in die Zeit des nordhemisphärischen Winters, die geringste in die Monate Juli bis September. Die Hitze wird durch eine tagsüber an der Küste wehende Seebrise gemildert und nimmt nach dem Innern zu allmählich ab. Mit dem Zenithdurchgang der Sonne treten die Regenzeiten ein, die durch Gewitter und Tornadoperioden eingeleitet werden und mit zwei Trockenzeiten abwechseln. Die erste Regenzeit dauert von März bis Juni, die zweite (nicht selten ausbleibend) fällt in die Monate September bis November. Auf dem lufttrockenen, des Nachtaus entbehrenden und auch sonst wenig bewässerten Binnenplateau wechselt eine Regenzeit (Juli bis Oktober) mit einer Trockenzeit (November bis Februar)

und einer Uebergangszeit von veränderlichem Charakter. Im Gebirge, das die Seewinde auffängt, pflegen in jedem Monat Niederschläge zu fallen.

Die Regenmenge des Küstenlandes (600—700 mm) steht gegen die des Binnenlandes (Mifshöhe 1550 mm) stark zurück, was auf den Einfluß der starken Meeresströmung zurückzuführen sein dürfte.

In den Sommermonaten herrschen infolge der starken Erhitzung des Bodens der Sahara an der ganzen Guineaküste kühle und feuchte Süd- und Südwestwinde, im Winter trockene Nord- und Nordostwinde, letztere mitunter in Form der großen Staubmassen mit sich führenden außerordentlich trocknen Harmatans.

In Kiautschou ist der Sommer warm, indessen wird die Hitze infolge der ständig wehenden, kühlen Seebrise und der großen Lufttrockenheit leicht ertragen. Im Winter tritt häufig leichter Frost und Schneefall ein, doch werden die Kältegrade Mitteleuropas nicht erreicht. Während im Sommer feuchte Südwestwinde vorherrschen, ist die Winterzeit durch trockene Nordwestwinde gekennzeichnet, die zudem die Sommerwinde an Stärke übertreffen. Regen und Nebel sind häufige Erscheinungen. Unter den deutlich unterschiedenen vier Jahreszeiten hat der Sommer bei weitem den stärksten Regenfall.

Kaiser Wilhelmsland liegt unmittelbar südlich vom Aequator und zeigt daher ein ausgesprochen tropisches Klima, das indessen durch die Einwirkung des Meeres und die bedeutenden Bodenerhebungen vortheilhaft beeinflusst wird. Der wärmste Monat ist der Februar mit einer mittleren Temperatur von etwa 27°, der kälteste der Juni mit 25°. Mit steigender Höhenlage erleiden indessen diese Temperaturen einen schnellen Abfall. Der Regenfall ist reichlich, besonders in dem Küstenstrich zwischen Kap König Wilhelm bis Kap Croisilles. Eine eigentliche Trockenzeit fehlt; es regnet in allen Monaten. Die Zahl der Regentage und die Menge des Regens wechseln indessen in den verschiedenen Gegenden. Gewitter sind weder zahlreich noch stark. Orkane scheinen nicht vorzukommen. Auch Stürme sind selten und wenig heftig. Vom Mai bis zum November weht der Südostpassat, während die andere Hälfte des Jahres Nordwestwinde aufweist. Beide bringen Regen und bedingen daher das erwähnte Fehlen einer Trockenzeit.

Das Klima der gesamten Inselwelt des Bismarck-Archipels ist tropischer Natur. Die Temperatur ist sehr gleichmäßig und beträgt im Mittel 26° C. Der Regenfall ist reichlich und beläuft sich z. B. in Herbertshöhe nach fünfjährigem Mittel auf über 2000 mm. Von Mitte Oktober bis Mitte April weht der feuchtwarme Nordwestpassat; in dieser Zeit sind die Niederschläge stärker. Der Südpassat, der in der zweiten Hälfte des Jahres vorherrscht, bringt etwas kühlere Temperatur, Stürme sind selten, Orkane kommen nicht vor.

Das Klima der Marshall-Inseln ist gleichfalls tropisch, sehr warm und feucht. Die Temperatur zeigt große Gleichförmigkeit und beträgt in Jaluit im Mittel etwa 27° C. Auch der Unterschied zwischen Tag- und Nachttemperatur ist kaum merklich. Die Niederschlagsmengen sind ungewöhnlich hoch (ca. 4500 mm) und treffen fast alle Monate des

Jahres gleichmäßig. Nur Januar und Februar sind mitunter etwas weniger regenreich. Der Unterschied der Jahreszeiten ist also auch in dieser Beziehung nahezu verwischt. Den stärksten Regenfall haben Jaluit und Madjuru; die nördlicheren Inseln sind dagegen regenärmer. In Nauru im Süden gibt es zu Zeiten sogar sehr trockene Jahre. Im allgemeinen herrschen östliche Winde vor. Vom Dezember bis April weht der Nordostpassat, während in den übrigen Monaten östliche und südöstliche Winde aufzutreten pflegen. In den Monaten August bis November sind Windstillen nicht selten, aber auch Südweststürme treten in dieser Zeit mitunter auf und richten furchtbare Verheerungen an.

Das Klima der Karolinen-, Palau- und Marianen-Inseln ist tropisch, die Temperatur gleichmäßig und durch die Seewinde gemildert. Der Regenfall ist bedeutend (auf Yap z. B. 2500 mm); die Regenzeit umfaßt die Monate Juni bis Oktober. Während der Trockenzeit weht der Nordost-Monsun; die Regenzeit ist die Zeit der wechselnden Winde. Während des Ueberganges von der Regen- zur Trockenzeit (November) treten häufig heftige Orkane auf.

Das Klima ist der Lage entsprechend tropisch, die Temperatur hoch und gleichförmig, aber durch kühle Seewinde gemildert. Im kältesten Monat (Juli) beträgt sie durchschnittlich 24° C., im wärmsten 27° C. Der Regenfall ist ziemlich beträchtlich (3400 mm im Jahre), am häufigsten und stärksten vom Dezember bis April. In dem letzteren Zeitraume wehen wechselnde Winde, von denen die westlichen Regenbringer sind. Wochenlange Weststürme mit andauerndem Regenfall sind nichts seltenes; zuweilen treten verheerende Orkane auf. Im Südwinter (Mai bis November) dagegen herrscht der kühle und trockene Südostmonsun.

Aus dem vorstehenden ergibt sich zunächst folgende allgemeine Charakteristik des Klimas der deutschen Kolonien:

1) Deutsch-Ostafrika, Kamerun, Togo, Kaiser Wilhelm'sland d. h. die ausgedehnten, festländischen Tropenkolonien haben kein einheitliches Klima, sondern zeigen (mitunter ziemlich starke) Gegensätze zwischen den niedrigen Küstenlandschaften und den höheren Binnenländereien. Die Küste ist meist gleichmäßig feuchtwarm, das Binnenland zeigt niedrigere Temperaturen, meist auch geringere Niederschläge. Besonders auffällig sind die starken Unterschiede zwischen Tag- und Nachttemperatur.

2) Die Inselgruppen des stillen Ozeans, gleichfalls ein feuchtwarmes Tropenklima aufweisend, lassen von diesem Gegensatz nichts verspüren; ihr sehr gleichförmiges Klima wird überdies durch die kühlen Seewinde nicht unerheblich gemildert.

3) Deutsch-Südwestafrika ist an der Küste gleichmäßig regenarm, luftfeucht und verhältnismäßig kühl, im Innern trocken und warm, aber mit starken Gegensätzen zwischen Tag- und Nachttemperatur.

4) Kiautschou hat ein mildes Klima ohne große Gegensätze.

Die Einzelheiten des Klimabildes sind in den nachstehenden Tabellen übersichtlich zusammengestellt:

4 2/4 4 1/4 4

1) Winde und Temperaturen.

	Vorwiegende Windrichtung	Temperatur:	
		höchste	niedrigste
Deutsch- Ostafrika	Ende Apr. bis Anf. Okt.: SO. Mitte Nov. b. Mitte März: NO.	Küste: 28°, Juli Hochland: Die Tage heißer, die Nächte kühler.	23°, Febr.
Deutsch- Südwestafrika	SW. (kühl und trocken) oder NO. (warm und feucht).	Küste: 20°, März Hochland: 38°, Nov./Dez. 28°, Juni/Juli.	14°, Aug.
Kamerun	Tags: W. oder SW. Nachts: O. (schwach).	Küste: 27°, Febr. Hochland: niedriger.	24°, Juli
Togo	Sommer: S. u. SW. (kühl u. Winter: NW. (trocf.)[feucht).	Küste: 26° Jahresmittel Hochland: niedriger.	
Kiautschou	Sommer: SW. (feucht) Winter: NW. (trocken).	Sommer: warm. Winter: milde.	
Kaiser Wil- helmsland	Mai bis Juni: SO. Juli bis April: NW.	Küste: 27°, Febr. Hochland: niedriger.	25°, Juni
Bismarck- Archipel	Mitte Okt. bis Mitte Apr.: NW., sonst S.	Jahresmittel: 26°, sehr gleichmäßig, wäh- rend der Südwinde kühler.	
Marshall- Inseln	Östliche Winde.	Jahresmittel: 27°, sehr gleichmäßig.	
Karolinen, Pa- lau, Marianen	Trockenzeit: NO., sonst: wechselnd.	Gleichmäßig warm, durch Seewinde ge- milbert.	
Samoa	Wechselnd v. Dez. b. Apr., sonst SO. (kühl und trocken).	27°, Dezbr.	24°, Juli.

Von Südwestafrika und Kiautschou abgesehen, herrscht also überall eine Temperatur, die im Mittel nicht unter 23° C. hinabgeht, allerdings auch 28° nicht übersteigt. Nicht in der Höhe der Temperatur, sondern in der durchschnittlichen Gleichförmigkeit der relativ hohen Luftwärme liegt das Charakteristische — und fügen wir gleich hinzu: für den Europäer das Beschwerliche — des Tropenklimas.

2) Menge und Verteilung der Niederschläge.

	Niederschlagsmenge	Regenzeit	Trockenzeit
Deutsch- Ostafrika	Reichlich an der Küste und am Randgebirge, spärlich auf dem Hochlande.	N.-Küste*): Apr. b. Mai, Aug. bis Sept., Nov.; Mittl. Küste: März b. Mai; Süd-Küste: Dez. b. Jan., März.	N.-Küste: die übrigen Monate (doch auch viel Regen); Mittl. K.: Juni bis Okt.; Süd-Küste: Juni bis Oktobr.

(Fortsetzung dieser Tabelle siehe nächste Seite.)

*) Im Innern sind die Regenzeiten sehr verschieden, z. B. Ujukuma, Ujinja, Umjamwezi: An-
fang November bis Ende April.

2) Menge und Verteilung der Niederschläge.

(Fortsetzung.)

	Niederschlagsmenge	Regenzeit	Trockenzeit
Deutsch-Südwestafrika	Im Norden reichlich, im Süden spärlich.	Im Norden: Okt. b. Apr. Im Süden: unregelmäßig.	Im Norden: Mai b. Sept.
Kamerun	An der Küste sehr stark, im Binnenlande geringer, im Süden schwächer als im Norden.	Im Kamerunästuar: Juni bis September.	Nov. b. Febr. schwächere Niederschläge; eine eigentliche Trockenzeit fehlt*).
Togo	An der Küste (600 bis 700 mm) geringer als im Innern (1550 mm).	Küste: März bis Juni, Sept. b. Nov.; Hochland: Juli bis Oktober.	Küste: die übr. Mon. Hochland: Nov. b. Febr.
Kiautschou	Jahresdurchschnitt ca. 500 mm.	Anfang Juni bis Ende August.	Oktober bis Februar sind regenarm.
Kaiser Wilhelmsland	Reichlich, aber örtlich verschieden, 3000 b. 7000 mm.	In allen Monaten Niederschläge.	Zur Zeit d. SO.-Passat regnet es seltener und weniger intensiv.
Bismarck-Archipel	Reichlich (2000 mm auf Neu-Pommern).	Am stärksten während der Nordwestwinde.	Nicht beobachtet.
Marshall-Inseln	Ungewöhnlich reichlich, im Norden geringer.	Nicht abgegrenzt.	Nur Jan. u. Febr. sind etw. weniger regenreich.
Karolinen, Palau, Marianen	In der Regenzeit circa 2000 mm, in der Trockenzeit ca. 500 mm.	Während der wechselnden Winde (Juni b. Oktober).	Während des Nordostmonsuns
Samoa	reichlich (3400 mm)	Dez. bis Apr.	Während des Südostmonsuns.

*) Doch vergl. hinsichtlich des Binnenlandes S. 7.

Sämtliche Schutzgebiete haben also reichliche, zum Teil sogar ungewöhnlich reichliche Niederschlagsmengen. Hiervon ist indessen der mittlere und südliche Teil Deutsch-Südwestafrikas auszunehmen, gerade jene Gegenden (wie sich später zeigen wird), die wegen ihrer sonstigen Eigenschaften für europäische Ansiedelung in Betracht kommen könnten. Aber auch sonst ist das höher gelegene Binnenland in der Regel weniger regenreich, ja es gibt z. B. in Ostafrika weite Landstriche, die nur sehr geringen Regenfall haben. Dazu kommt als weiterer ungünstiger Umstand in Ostafrika und in Togo, daß sich strichweise regelmäßig eine mehrmonatige Trockenperiode einstellt, was für die Landwirtschaft von besonderer Bedeutung ist.

Betrachten wir nun den Einfluß, den das Klima (im Verein mit den endemischen Krankheiten) auf den Menschen, insonderheit den Europäer, ausübt, so herrscht Einverständnis unter allen ruhig urteilenden Kolonialpolitikern, daß unsere gesamten Tropenkolonien (besonders in den Küstenlandschaften) für den Europäer ziemlich ungesund und im allgemeinen zum dauernden Aufenthalt und zu körperlicher Arbeit wohl kaum geeignet sind.

Die gleichmäßig feuchtwarme Luft ist seinem Organismus auf die Dauer nicht zuträglich und wirkt auf Herz, Niere und Lunge ungünstig ein. Dazu kommt, daß die Malaria, die überall herrscht, mit ihren immer wiederkehrenden Anfällen die Gesundheit leicht in bedrohlicher Weise schwächt.

In Ostafrika sind auch Rheumatismen und Katarrhe der Luftwege häufige Erscheinungen; dagegen fehlen fast gänzlich Tuberkulose, Diphtheritis, Scharlach und Unterleibstypheus.

Das Küstenklima von Kamerun gilt für sehr ungesund. Besonders fordert das Malariafieber (in seiner schlimmsten Form Schwarzwasserfieber genannt) viele Opfer, und selten hält es ein Europäer länger als drei Jahre im Lande aus. Die Hochländer im Innern sollen der Gesundheit der Weißen dagegen zuträglicher sein.

In Togo sind zwar die Seewinde des Sommers und das Fehlen des in Ostafrika und in Kamerun auftretenden Mangrovenbüschels der Küste von günstigem Einfluß auf die Gesundheitsverhältnisse. Aber die nach der Regenzeit an der Küste und auch an vielen Stellen des Innern auftretenden Fieberkrankheiten machen das Land dennoch ungesund. Sonst sind Leber- und Milzkrankheiten, Ruhr, Augenübel und eine als „Roter Hund“ bekannte Hautkrankheit häufig. Die Pockenepidemien der Eingeborenen werden in neuerer Zeit durch regelmäßige Impfungen erfolgreich bekämpft.

In Kaiser Wilhelmsland sind Fieber und Dysenterie besonders in der Zeit des Nordwestmonsuns häufig und treten mit großer Heftigkeit auf. Auch Influenza kommt mitunter vor. An allen diesen Uebeln haben auch die Eingeborenen in gleicher Weise zu leiden. Dazu kommen hier wie in den anderen Schutzgebieten die Nachteile, die durch das Aufwühlen des Urwaldbodens bei der Anlage von Niederlassungen und Pflanzungen für die Gesundheit entstehen, und die sich naturgemäß gerade in der ersten Zeit der Erschließung besonders stark bemerkbar machen mußten.

Im Bismarck-Archipel sind die Gesundheitsverhältnisse im allgemeinen etwas günstiger als in Kaiser Wilhelmsland. Am gefährlichsten ist die Dysenterie, die auch unter den Eingeborenen viele Opfer fordert. Die Malaria ist zwar überall verbreitet, verläuft aber im allgemeinen milder als auf dem Festlande.

Da infolge der Natur des Untergrundes der Marshall-Inseln Sumpfbildung ausgeschlossen ist, so fehlen hier Fieberkrankheiten trotz des Tropenklimas vollständig. Dagegen ist Rheumatismus der Muskeln und Gelenke nicht selten; auch Lungenschwindsucht tritt auf und pflegt besonders stürmisch zu verlaufen.

Die Westkarolinen scheinen von den schweren Tropenkrankheiten, wie Malaria und Dysenterie, gänzlich frei zu sein. Auch sonst haben

Europäer wie Eingeborene nicht viel von Krankheiten zu leiden. Weniger günstig scheinen die Verhältnisse auf dem östlichen Teil des Archipels und auf den Marianen zu sein, wo besonders manche Hautkrankheiten und heftige Rheumatismen auftreten.

Trotz Wärme und Feuchtigkeit ist auch auf Samoa das Klima außerordentlich gesund. Fieber und Dysenterie fehlen ganz. Selbst der Europäer kann anscheinend ohne Bedenken dauernd im Freien arbeiten. Zur Zeit des kühlen Südostwindes treten allerdings Katarrhe und Influenza auf. Auch Lungenschwindsucht ist bei den Eingeborenen häufig, wohl als Folge der mangelhaften Bekleidung. Sonst ist noch die Elephantiasis (starkes Anschwellen einzelner Glieder) ein lästiges und besonders unter den Eingeborenen viel verbreitetes Uebel.

Anders die beiden Schutzgebiete Deutsch-Südwestafrika und Kiautschou!

In Südwestafrika wird die Hitze durch die Trockenheit der Luft erträglicher gemacht. Die kühlen Nächte wirken erfrischend. Klimatische Krankheiten kommen nicht vor; Fieber findet sich allerdings im tropischen Ambolande und auch sonst, in einzelnen Flußtälern und gelegentlich nach starken Niederschlägen. Der Europäer kann aber überall im Freien arbeiten, nur muß er Kopf und Nacken gegen die Sonnenstrahlen schützen.

Auch das Klima von Kiautschou gilt für das günstigste der ganzen Küste und ist dem Europäer durchaus zuträglich, besonders nachdem die unter der chinesischen Regierung verwahrlosten hygienischen Verhältnisse durch das Eingreifen der deutschen Verwaltung eine erhebliche Verbesserung erfahren haben.

Aus diesen Darlegungen erhellt, daß nur das Klima von Deutsch-Südwestafrika und von Kiautschou ohne wesentliche Einschränkungen als gesund bezeichnet werden kann. Allenfalls können auch einige Inselgruppen des pazifischen Ozeans noch hierher gerechnet werden.

b) Bevölkerungsdichtigkeit.

Die afrikanischen Schutzgebiete sind durchweg sehr dünn bevölkert, wenn man von Togo absieht, für das bestimmte Zahlen noch nicht vorliegen, das aber jedenfalls an der Küste und sicher zum Teil auch im Innern (Banjaue, Dagomba) besser besiedelt ist.

Die folgende Tabelle zeigt, daß die drei großen afrikanischen Schutzgebiete bei einem Areal von 2 325 000 qkm nach den besten Schätzungen insgesamt noch nicht zehn Millionen Einwohner beherbergen, also nur eine Volksdichte von durchschnittlich 4,4 aufzuweisen haben, während Westfalen z. B. 133,6 und die Rheinprovinz sogar 189,1 Einwohner auf den Quadratkilometer zählt.

Name des Schutzgebietes	Areal qkm	Einwohner	Volksdichte
Deutsch-Ostafrika	995 000	6 000 000	6
Deutsch-Südwestafrika	835 000	200 000	0,24
Kamerun	495 000	3 500 000	7

Günstigere Verhältnisse hinsichtlich der Volksdichte scheinen — von Kiautschou (Volksdichte 168) ganz zu geschweigen — mindestens in einem Teile der deutschen Südseebesitzungen vorzuliegen. Freilich sind die Be-

völkerungsziffern hier noch bei weitem nicht überall ermittelt; soweit sie aber vorliegen, sind sie etwas weniger ungünstig. So zeigt Neulauenburg eine Volksdichte von 28, die Marshall-Inseln von 36,5 und Samoa wenigstens noch von 12.

c) Die Kolonien und der Reichstag.

Wie wenig die kolonialpolitischen Ideen noch die große Masse des Volkes erfaßt haben, zeigt sich besonders darin, daß die Kandidaten für den Reichstag nach ihrer Stellung zur Kolonialpolitik kaum je gefragt werden. Die koloniale Mehrheit, über die die Regierung im Reichstage verfügt, steht denn auch sehr auf tönernen Füßen. Konservative und Reichspartei machen die Regierungspolitik mit, ohne — mit verschwindenden Ausnahmen wie Graf Arnim-Muskau und wenige andere — sonderliche Begeisterung und erhebliches Verständnis dafür zu zeigen. Das Zentrum ist in dieser Frage gespalten. Die Mehrzahl ist lau und unlustig, und nur eine geringe Minderheit unter Führung des unermüdblichen Prinzen Arnenberg für eine energische Kolonialpolitik zu haben; stärkeren Anforderungen gegenüber würde das Zentrum sicher versagen. Mehr Verlaß ist auf die Nationalliberalen und den „weiblichen“ Freisinn; besonders unter den ersteren befinden sich einige überzeugte Anhänger der kolonialen Expansion. Das ist im allgemeinen die Gefolgschaft der Regierung in kolonialen Fragen. Wird das Zentrum untreu, so ist das Schicksal jeder kolonialen Vorlage besiegelt; das Zentrum allein bringt sie mit den Sozialdemokraten zu Falle.

In dieser Situation liegt ein stark retardierendes Moment für die Kolonialregierung. Der Gedanke an die unsichere Mehrheit des Reichstages lähmt die Initiative der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes und macht sie ihrerseits minder empfänglich für die Vorschläge der Gouverneure wie der Privatunternehmer und der kolonialen Theoretiker, zumal diese Behörde an sich z. B. noch eine vielfach gebundene Position hat.

Die Einwürfe, welche von den grundsätzlichen Gegnern der Kolonialpolitik im Reichstag immer wieder erhoben werden, sind leicht zu widerlegen.

Man sagt, „das Geld, das man für Kolonien ausbebe, könne im Inlande besser verwendet werden“. Hätte man aber keine Kolonien, so würden nach dem eingangs Gesagten die Auswanderer viele Millionen mit in fremde Länder nehmen, ungezählte Millionen würden für Kolonialprodukte an fremde Mächte gezahlt werden, die deutsche Industrie würde weniger absetzen und der deutsche Handel würde weniger geschützt sein. Der Verlust würde also hundertmal größer sein als der Gewinn.

Man sagt ferner, „im Kriegsfalle würden die Kolonien auch kein Schutz für den Handel sein, nur die Hagier des Feindes reizen und uns zur Zersplitterung der Kräfte nötigen“.

Natürlich könnten die Kolonien den Handel nicht allein schützen, aber als Stützpunkte für die Operationen unserer Kriegsmarine wären sie immerhin wertvoll, besonders wenn sie geschützte und befestigte Häfen hätten, die den Handelsschiffen Zuflucht gewähren könnten. Ebenso würden sie beim Vorhandensein passender Anlagen den Kriegsschiffen beim Kohlennehmen und beim Docken erhebliche Dienste leisten können. Natürlich

können auch unsere Kolonien sich heute noch nicht selbst schützen, da sie erst im Anfang der Entwicklung stehen. Ist aber das Mutterland stark genug, um die Gegner von einem Angriff abzuschrecken, so sind dadurch eo ipso auch die Kolonien geschützt.

Man meint schließlich, „wenn die Kolonien zur Blüte gelangt seien, fielen sie vom Mutterland ab“.

Das ist zum Teil richtig. Aber die Geschichte lehrt, daß diese Lösung sich nur sehr allmählich vollzieht, wenn das Mutterland lange Zeit schon die Vorteile des Besitzes genossen hat. Und immer bleibt eine solche Kolonie durch das Band der gemeinsamen Nationalität der Bewohner doch enger an das Mutterland gekettet als an jedes andere Gemeinwesen. Das zeigt das Beispiel Australiens. Weltpolitische Gesichtspunkte, wie sie im Schlußkapitel angedeutet sind, kommen hinzu.

d) Die Kolonien und das heimische Kapital.

Hinderlich ist bisher einer schnellen Entwicklung der Schutzgebiete besonders der Umstand gewesen, daß das heimische Kapital sich nach einer Periode großer Bereitwilligkeit im Anfang der deutschen Kolonialpolitik seitdem den Kolonien gegenüber ziemlich spröde gezeigt hat. Das liegt daran, daß die ersten Unternehmungen überstürzt begonnen waren, ohne rechte Kenntnis der Natur des Landes, ohne Erfahrung, ohne geschultes Personal und meist auch mit unzureichenden Mitteln. Daher sind fast alle Unternehmungen der ersten Jahre zugrunde gegangen, haben den Kolonien einen schlechten Ruf eingetragen und das Kapital scheu gemacht, wenigstens soweit mittlere und kleinere Besitzer inbetracht kommen.

Zur Zeit ist es denn auch nicht leicht, für Pflanzungsunternehmungen oder andere koloniale Gründungen Geld zu bekommen, und die Zahl der Gesellschaften (ca. 60), die heute, nach zwanzig Jahren, in den Kolonien arbeiten, ist verschwindend klein.¹⁾

Glücklicherweise ist das Großkapital in den letzten Jahren aus seiner Reserve hervorgetreten und hat seine Tätigkeit an mehreren Stellen eingesetzt, in Kamerun, in Deutsch-Südwestafrika (Otavi-Minen, Otavi-Bahn) und besonders in Deutsch-Ostafrika. Daß die führenden deutschen Banken in der Angelegenheit der Mrogorobahn zusammengewirkt haben, ist von ganz besonderer Wichtigkeit, gerade deswegen, weil dadurch das Vertrauen der mittleren und kleineren Kapitalisten zu den Schutzgebieten in ganz erheblichem Maße gestärkt worden ist.

Inzwischen hat auch die wissenschaftlich-wirtschaftliche Erforschung der Kolonien Fortschritte gemacht, die gewonnenen Erkenntnisse werden sich allmählich verbreiten und bekannt werden, und auf diesem besser gesicherten Grunde wird das Kapital von neuem Zuversicht zur Zukunft der Kolonien gewinnen. Neue Gesellschaften sind anstelle der alten gegründet, besser vorbereitet als jene, mit zureichenden Mitteln und erfahrener Personal; sie werden besser reüssieren als ihre Vorgänger und werden auch ihrerseits wieder Kapital heranziehen. Ohne die Befruchtung durch große Kapitalmengen werden unsere Kolonien stets ein toter Ballast bleiben.

¹⁾ Ein vollständiges Verzeichnis derselben findet sich im „Kolonial-Handels-adreßbuch“ des Kolonialwirtschaftlichen Komitees zu Berlin.

Das englische Kapital, mit kolonialen Dingen besser vertraut und daher weniger ängstlich, hat sich, besonders in Deutsch Südwestafrika, längst in den Dienst der deutschen Kolonialunternehmungen gestellt. Es wäre leicht gewesen, in England weitere bedeutende Kapitalmengen zu erhalten und so den Schutzgebieten schneller und reichlicher Lebensblut zuzuführen. Aber die hypernationalen Kreise in Deutschland, von unausgesetzter Anglophobie verblindet, haben das leider zu verhindern gewußt und damit die Entwicklung der Kolonien schwer geschädigt. Sie sahen und sehen nicht, daß sie damit dem Deutschen Reiche ein beschämendes Zeugnis der Schwäche ausstellen.

e) Die Organisation der Verwaltung daheim und draußen.

Der Kaiser ist der Schutzherr der Kolonien. Er wird vertreten durch den Reichskanzler und dieser durch den Staatssekretär des Auswärtigen Amtes. Mit der Bearbeitung der kolonialen Angelegenheiten ist eine besondere Abteilung dieses Amtes beauftragt, an deren Spitze ein Direktor steht. Dieser hat im Verein mit einem halben Duzend vortragender Räte und einigen Hilfsarbeitern die gesamten Angelegenheiten zu erledigen, die sich auf ein Areal von der fünffachen Größe des Deutschen Reiches beziehen. Das ist natürlich nur in sehr unvollkommener Weise möglich. Weder reicht dazu die Stellung einer bloßen Ministerialabteilung noch der vorhandene Personalbestand im geringsten aus, und es ist nur durch ganz besondere Hingebung und Aufopferung der bisherigen Inhaber dieses wenig beneidenswerten Amtes und ihrer Mitarbeiter überhaupt möglich gewesen, diesen unhaltbaren Zustand solange hinzuschleppen.

Dazu kommt als besondere Erschwernis, daß die Verwaltung des sogenannten „Pachtgebiets“ Kiautschou dem Reichs-Marine-Amt unterstellt ist, was sich historisch erklärt, aber auf die Dauer ein Übel ist.

Um ein Gegengewicht gegen Bürokratie und Fiskalismus zu schaffen und andererseits die Interessen der Allgemeinheit und des in den Kolonien tätigen Privatkapitals zu schützen, ist der Kolonialrat, eine lediglich begutachtende Behörde, ins Leben gerufen worden, der aus berufenen Vertretern der einzelnen Kolonialgesellschaften und der heimischen Agitationsvereine zusammengesetzt ist, und dem alle Vorlagen von einiger Bedeutung unterbreitet werden sollen. Die Vertreter der Allgemeinheit sind aber zu sehr in der Minderheit, als daß sie gegen die — an sich berechnete — Politik der Interessenten aufkommen könnten. Der Kolonialrat dient daher wesentlich dem in den Schutzgebieten wirkenden Privatkapital und bietet der Regierung eine bequeme Kulisse, wenn sie einmal im Fahrwasser der Interessenten gegen die Allgemeinheit schwimmen will. Nichtsdestoweniger zwingt sein bloßes Bestehen die Regierung zu einiger Vorsicht, und jedenfalls bietet er ihr eine bequeme Handhabe, sich über die Wünsche und Bedürfnisse der Interessenten, die doch nun einmal die Hauptträger der wirtschaftlichen Entwicklung sind, ebenso zuverlässig zu unterrichten, wie über die Forderungen der Theoretiker.

Um die heimischen Behörden über die kolonialen Erfahrungen anderer Völker auf dem Laufenden zu erhalten, hat man begonnen, ständige Beiräte für koloniale Angelegenheiten, zunächst in London und Paris, mit bezüglichen Studien und regelmäßiger Berichterstattung zu betrauen. Ge-

wiß eine sehr beachtenswerte Maßregel, die größere Ausdehnung verdiente, wenn der Reichstag nur die Mittel dazu hergeben wollte.

Die einzelnen Schutzgebiete unterstehen je einem Gouverneur, der in seiner Person die oberste Zivil- und Justizgewalt vereinigt und dem auch die Schutztruppe untersteht. Für die Zwecke der Verwaltung sind die Schutzgebiete meist in Bezirksämter und Stationsbezirke eingeteilt, die von Bezirksamtännern und Stationschefs geleitet werden.

Die Verwaltung des Inselgebietes der Karolinen, Palau und Marianen ist einem auf Ponape residierenden Vize-Gouverneur zugewiesen, der dem Gouverneur des Schutzgebietes von Neu-Guinea beigegeben ist.

Nur auf Samoa hat man bereits die Selbstverwaltung eingeführt bzw. bestehen lassen; sonst erledigen die Gouverneure die Angelegenheiten ihrer Kolonie dieser gegenüber selbständig. Dies ist auch vorläufig noch das Richtige und durch die Verhältnisse gegeben. Die Eingeborenen zur Zentralverwaltung heranzuziehen, verbietet sich aus Gründen des Rassenunterschiedes, ihres geringen Kulturstandes und — von wenigen Ausnahmen abgesehen — auch ihrer geringen wirtschaftlichen Bedeutung. Anders bei der Bezirks- und besonders bei der Lokalverwaltung; hier können sie unter Aufsicht der Weißen in untergeordneten Aemtern als Vermittler der eingeborenen Bevölkerung gegenüber sehr segensreich wirken, und die Regierung hat wohl getan, die früheren Dorfältesten, Zumbes und wie sie sonst heißen, und sonstige intelligente und einflußreiche Farbige dazu heranzuziehen.

Europäer andererseits sind erst wenige in den Kolonien*); meist sind es — etwa von Südwestafrika abgesehen — Angestellte der Plantagen-gesellschaften, Handelsfirmen und sonstigen Unternehmungen. Die wichtigsten Interessen dieser Unternehmungen werden freilich schon zu Hause durch den Kolonialrat vertreten. Nichtsdestoweniger bleibt vieles, was dem Ordnungsrecht der Gouverneure vorbehalten ist und nicht vor den Kolonialrat kommt. Es ist auch richtig, daß am Etat, wenn er dem Kolonialrat bereits vorliegt, aus Zeitmangel und anderen Gründen Wesentliches nicht mehr geändert werden kann.

Deshalb ist den Gouverneuren ein Beirat aus berufenen Vertretern der im Schutzgebiet ansässigen Europäer an die Seite gestellt, der die Verordnungen und den Etatsentwurf zu begutachten und in beiden Richtungen die Wünsche der weißen Bevölkerung zu vertreten hat. Aus diesen Ansätzen, die den primitiven Verhältnissen entsprechend sehr vorsichtig eingerichtet sind, werden sich mit dem Anwachsen der Zahl der Weißen und ihrer Interessen nach und nach die künftigen Kolonialparlamente entwickeln.

In einem Punkte von grundsätzlicher Bedeutung geht indessen die Regierung entschieden zu weit. Sie verwaltet zuviel. Die kolonialen Verhältnisse erfordern eine größere Freiheit der Bewegung für die wirtschaftlichen Unternehmungen der Europäer als daheim. Den ganzen alt-preussischen, auf hochentwickelte Verhältnisse zugeschnittenen Verwaltungsapparat mit allen seinen Köpfen auf die ganz embryonalen Entwicklungsansätze in den Kolonien zu übertragen, ist unwirtschaftlich und der Ent-

*) Wir sehen hier natürlich ab von den Militärs und den Beamten.

wicklung hinderlich. Dem Privatunternehmer freien Lauf lassen, ihn innerhalb gewisser enger Grenzen an Leben und Eigentum schützen, darüber hinaus auf eigenes Risiko verweisen, der Privatinitiative des Einzelnen durch zweckmäßige wirtschaftliche Maßregeln vorarbeiten und sie zu stützen, das ist die Art, wie ein moderner Staat Kolonialpolitik treiben soll.

f) Beschaffung der Arbeitskräfte. Sklaverei. Arbeitszwang.

Wo die Bevölkerungsdichte so gering ist, wie wir oben gezeigt haben, liegt es auf der Hand, daß dort von vornherein alle wirtschaftlichen Betriebe ausgeschlossen sind, die eine zahlreiche Bevölkerung und niedrige Lohnsätze zur Voraussetzung haben, wie z. B. die Seiden- und die Teekultur.

Die Folge ist ferner, daß auch alle sonstigen Unternehmungen an Arbeitermangel zu leiden haben, bezw. daß die Löhne hoch sein müssen und die Rentabilität dadurch gedrückt werden wird.

Dieser Uebelstand hat sich denn auch schon jetzt, wo wirtschaftliche Betriebe von europäischer Seite doch erst in geringem Umfang angelegt worden sind, schon vielfach störend bemerkbar gemacht. Dazu kommen aber auch noch andere Schwierigkeiten. Die Leute sind zum Teil wenig die Arbeit gewöhnt, faul, wenig anständig, kommen unregelmäßig, entlaufen auch wohl ganz mit dem erhaltenen Lohnvorschuß u. dgl. m.

Um dem abzuhelpen, sind bereits zahlreiche Vorschläge und Versuche gemacht worden.

Fast alle wirtschaftlichen Betriebe liegen vorläufig an den Küsten. Man hat nun z. B. in Ostafrika Leute aus dem Innern herangezogen und in der Nähe des Betriebes angesiedelt. Dies hat sich durchaus bewährt.

Nach Kaiser Wilhelmsland hat man Malayen und Chinesen sowie Baka-Leute und andere Inselaner gebracht. Auch nach Ostafrika hat man vorgeschlagen, Chinesen oder Hindus zu importieren. Gegen die Chinesen spricht, daß sie nicht dauernd im Lande bleiben; die Indier wird die britische Regierung andererseits nicht aus dem Lande lassen.

Das Aussichtsvollste bleibt immer eine rationelle Ansiedlung tüchtiger Eingeborener — und es gibt in jedem Schutzgebiete arbeitsame und anständige Volksstämme — in der Nähe geplanter oder bestehender Betriebe. Dies ist freilich eine Maßnahme, die von der Regierung in die Hand genommen und bezahlt werden muß. Nur sie hat die dazu erforderliche Autorität und Machtfülle, und kein wirtschaftliches Unternehmen könnte die Belastung mit den Kosten dieser Art der Arbeiterbeschaffung z. B. ertragen, ohne unrentabel zu werden.

Denn abgesehen von allem anderen, sind die Lohnforderungen infolge des geringen Arbeiterangebots zum Teil bereits so hoch (z. B. in Deutsch-Ostafrika), daß manche Kulturen dadurch aussichtslos zu werden drohen, die beim Betrieb durch Sklavenarbeit in anderen Kolonien und in früherer Zeit hohe Gewinne abwarfen. Natürlich kann es niemandem einfallen, die Wiedereinführung der Sklaverei zu befürworten, da ein solcher Vorschlag — abgesehen von seiner moralischen Verwerflichkeit — auch heute keine Aussicht mehr hätte, durchzudringen. Aber der Plan

einen gewissen Arbeitszwang für die Eingeborenen gesetzlich zu statuieren als Entgelt für die Wohlthaten geordneter Zustände und anstelle der Naturalsteuern und der noch nicht eingeführten Wehrpflicht, ist doch bereits seit Langem von angesehenen Kolonialpolitikern ernsthaft erörtert worden.

Ich halte einen solchen Arbeitszwang an sich gleichfalls für sehr heilsam und außerdem nützlich für die schnellere wirtschaftliche Hebung unserer Kolonien, aber ich bezweifle, daß eine allgemeine gesetzliche Einführung zu erreichen ist. Und nur eine solche würde wirklich wirksam sein. Daher ist auch von diesem Vorschlage kein Heil zu erwarten, und es nützt nichts, weiter dafür zu agitieren.*)

Höchstens könnte man den Eingeborenen freistellen, ihre Steuern statt in Naturalien in Form von Arbeit zu leisten und könnte solche Steuerarbeiter an Privatleute vermieten. Aber auch dieser an und für sich recht plausible Vorschlag bietet bei der Durchführung sehr erhebliche Schwierigkeit, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann.

g) Die Verkehrsverhältnisse.

Für die Verbindung der Schutzgebiete mit dem Mutterlande ist bereits sehr viel geschehen. Deutsch-Ostafrika wird durch die Dampfer der subventionierten Deutsch-Ostafrika-Linie zweimal monatlich mit Hamburg verbunden (Fahrzeit 21 Tage). Von fremden Dampfern laufen die Schiffe der Messageries Maritimes (Marseille-Sansibar) und der British India Steam Navigation Company auch unser Schutzgebiet an. Die Hauptstadt Dar-es-Salam ist unterirdisch mit Sansibar verbunden und so an den Weltkabelverkehr angeschlossen.

Deutsch-Südwestafrika steht mit dem Mutterlande durch die monatlich einmal verkehrenden Dampfer der Hamburger Woermann-Linie in Verbindung. Auch für telegraphischen Anschluß an Deutschland ist Sorge getragen worden.

Auch Kamerun und Togo werden von den Woermann-Dampfern angelaufen, das erstere in monatlichen Fristen (Fahrzeit 24 Tage), das letztere dreimal in jedem Monat. Außerdem verkehren in Kamerun zwei englische, in Togo drei englische und drei französische Linien. Das Postamt in Duala (Kamerun) ist durch ein Unterseekabel mit der englischen Telegraphenstation in Bonny verbunden. Ebenso sind die Reichspostanstalten in Lome und Aneho (Togo) nicht nur unter sich telegraphisch verbunden, sondern über Accra im Westen und Dahome im Osten auch an das internationale Telegraphennetz angeschlossen.

Die bekannten ostasiatischen Dampferlinien stellen von Shanghai aus durch Privatdampfer die Verbindung mit Kiautschou her. Die Verbindung mit dem Welttelegraphennetz wird durch ein deutsches Kabel von Tsingtau nach Tschifu und Shanghai vermittelt.

Eine von Singapur ausgehende Zweiglinie des Norddeutschen Lloyd verbindet Kaiser Wilhelmsland mit dem Mutterlande; dagegen fehlt eine direkte telegraphische Verbindung zwischen beiden. Den Verkehr an

*) Wie es z. B. der Deutsche Kolonialbund in Berlin tut.

der Küste dieses Schutzgebietes und mit den Inseln des Bismarck-Archipels vermitteln eine Anzahl Privatdampfer und Segler.

Bonape, der Hauptort der Ostkarolinen, wird von einer Zweiglinie des Norddeutschen Lloyd regelmäßig angefahren. Die Inseln haben dadurch sechswöchentlich Verbindung mit Sidney und Hongkong.

Die Marshallinseln werden durch einen Dampfer der Jaluitgesellschaft in etwa sechswöchentlichen Fristen an die Reichspostdampferlinie Hongkong-Sidney angeschlossen.

Der Schiffsverkehr von Samoa geht mit den Dampfern des Norddeutschen Lloyd über Sidney und wird von da durch zwei andere Gesellschaften weitergeleitet. Der telegraphische Verkehr muß sich der Vermittlung der Station Auckland (Neu-Seeland) bedienen.

Was die Hafenverhältnisse anlangt, so finden sich an der ostafrikanischen Küste größere Einbuchtungen bei Tanga, Dar-es-Salam, Kilwa, Lindi und Mikindani. Der Hafen von Dar-es-Salam ist gut geschützt, hat auch für große Fahrzeuge genügende Tiefe und ist geräumig genug, um zahlreiche Schiffe aufzunehmen.

Dagegen ist die Küste von Deutsch-Südwestafrika wenig gegliedert und wegen des längs hin nordwärts verlaufenden Benguelastroms und hoher Brandung schwer zugänglich. Gute Häfen scheinen zu fehlen. Der deutsche Haupthafen Swakopmund ist eine offene Reede mit schwierigen Landungsverhältnissen. Die Lüderitzbucht im Süden ist wegen der Unwirtlichkeit ihres Hinterlandes wenig geeignet. Sandwichhafen ist völlig versandet; dasselbe Schicksal droht der englischen Walfischbai.

In Kamerun ist die Küste, abgesehen von den Mündungen der Flüsse, gleichfalls wenig gegliedert.

Der spanischen Insel Fernando Po gegenüber öffnet sich die Ambasbai mit den vorgelagerten Inseln Ambas und Mondole; in geringer Entfernung östlich davon liegt die kleine Kriegsschiffbucht. Beides wahrscheinlich ursprünglich Kraterbecken, deren Südrand vom Meere zertrümmert worden ist.

Um so stärker wird die Küstenlinie durch die ins Meer fallenden Flüsse zerrissen, besonders durch die Ästuarien des Rio del Rey und des Kamerunflusses. Das erstere besteht aus vier unter sich vielfach verbundenen Armen, nimmt aber nur unbedeutende Flüsse auf. Viel bedeutender ist das Kamerunästuar, das durch die Mündungen von fünf Flüssen gebildet wird.

An der Togoküste fehlen eigentliche Häfen vollständig, auch der Hauptort Lome besitzt nur eine ungeschützte Reede; zur Erleichterung der Landung ist hier neuerdings eine Landungsbrücke hergestellt worden.

Die Kolonie Kiautschou ist bekanntlich hauptsächlich wegen ihres vorzüglichen Hafens erworben worden.

Längs der Südküste der Schantung-Halbinsel erstreckt sich ein Gneisgebirge, das durch tiefe Quertäler mannigfach zerrissen und zerklüftet wird. Da, wo das Meer in diese Einschnitte eingedrungen ist, sind tiefe Buchten mit meist enger Einfahrt entstanden; die geräumigste derselben ist die Kiautschoubucht. Nördlich von der schmalen Einfahrt erhebt sich die zerrissene Bergkette im Lauschangebirge als weithin sichtbare Landmarke bis zu einer Höhe von 1400 m, während der Tamoschan und Huangtau im Süden nur eine Höhe von etwa 600 m erreichen. Da-

hinter wird die Bucht nochmals durch einen Landvorsprung eingeengt, der sich der Insel Tschiposchan gegenüber ostwärts ins Meer erstreckt. Die eigentliche Bucht hat eine Länge von 33, eine Breite von 26 km; im Bereiche des Küstengebirges fallen die Ufer meist steil ab, sonst sind sie flach oder leicht abgedacht und werden nur selten von einzelnen Hügeln unterbrochen. Die günstigen Tiefenverhältnisse der Bucht werden an der Nordost- und Westseite, je mehr man landeinwärts kommt, durch große Sandablagerungen beeinträchtigt. Doch umfaßt die für Kriegsschiffe zugängliche Wasserfläche immer noch einen Raum von 56 qkm, vermag also der größten Flotte Unterkunft zu gewähren. Bei Ebbe fällt das Meer um 3 bis 4 m und legt einen, breiten, seichten Mattenstreifen trocken. Auch bei strenger Kälte bleiben die Ankerplätze für die großen Seeschiffe eisfrei. Gegen die heftigen Nordost- und Südwestwinde ist die Bai gut geschützt, zeigt aber doch einen ziemlich starken Seegang, wodurch zeitweise der Verkehr mit kleineren Fahrzeugen verhindert wird.

Die 800 km lange Küste von Kaiser Wilhelmsland ist ganz besonders reich gegliedert. Die stärkste Einbuchtung ist der Huongolf; nordwestlich davon liegt die fast ebenso tief eingeschnittene Astrolabebai, deren Küstengelände das Kulturzentrum der Kolonie darstellt. Ein Teil dieser Bai ist der geräumige Friedrich Wilhelmshafen. Finschhafen, zwischen Huongolf und Astrolabebai gelegen, war der Sitz der ersten Ansiedlung, ist aber wegen seines ungünstigen Klimas und ungeeigneten Hinterlandes wieder verlassen worden. Die Küste wird in ihrem gesamten Verlaufe von Korallenriffen begleitet, die indessen die Schifffahrt nicht erschweren.

Von den deutschen Salomo-Inseln hat Bougainville an der steilen Ostküste zwei gute Ankerplätze bei Kap Laverdie und Numanuma. Die vielfach sumpfige Westküste hat den Gazellehafen aufzuweisen. Reich an Einbuchtungen sind auch die Inseln des Bismarck-Archipels; besonders hervorzuheben ist die Blanchebai an der Nordküste der zu Neu-Pommern gehörigen Gazellehalbinsel.

Die Insel Jaluit des Marshall-Archipels ist bekanntlich ein Atoll, ein Korallenriff, das eine Lagune einschließt. Das Jaluit-Riff trägt 55 kleine Inseln; sechs große Passagen, von denen die südöstliche und die südwestliche für die besten gelten, führen in die Lagune, die 25—30 Faden tief ist. Die Schiffe legen innerhalb der Lagune bei Jabwor an, wo zwei Landungsbrücken das Löschen und Laden erleichtern.

Auch die Küste der Samoa-Inseln ist reich gegliedert. Upolu weist an der Nordküste neben der bekannten Bucht von Apia noch mehrere Häfen auf, z. B. die Fangaliibai, die Bailelebai, den Saluasatahafen, den Falifuhafen und die Fangaloabucht. Aber auch die Südküste entbehrt der Häfen nicht. Wir finden hier von Ost nach West den Falealilihafen, dem die Nusafeeinsel vorgelagert ist, die Safatubucht und die Le Fangabai. Auch Savaii zeigt mehrere tief einschneidende Buchten, wie den Matautuhafen, die Safunebai und den Asauahafen im Norden, die Salaeluabai im Westen und die ausgedehnte Bucht von Palauli im Süden. Doch ist dieser Insel im Osten und Norden ein ausgedehntes Korallenriff vorgelagert.

Eine hohe Brandung umgibt die Küsten der meisten Inseln der

Karolinen-, Palau- und Marianen-Gruppe; die Landung wird dadurch zeitweilig erschwert, doch ist sie nirgends unmöglich. Das Außenriff, von welchem die Hauptinsel Ponape umschlossen ist, wird von mehreren Einfahrten unterbrochen. Die Langar-Einfahrt im Norden bildet den Zugang zum Sitz der Regierung.

Wenngleich die meisten Schutzgebiete nach der Länge des Laufes und der mitgeführten Wassermenge bedeutend zu nennende Ströme aufweisen, so sind doch die wenigsten auf weitere Strecken als Wasserstraßen für die Erschließung des Binnenlandes benutzbar. Der Grund liegt in der eigentümlichen Oberflächengestaltung. Fast überall ist das Innere ein Hochland von ziemlich bedeutender Erhebung, das mehr oder weniger unvermittelt nach der Küste hin zu einer schmäleren oder breiteren Vorlandebene abfällt. Die vom Hochlande der Küste zufließenden Ströme erleiden daher in ihrem Unterlaufe meist einen oder mehrere Gefällbrüche, die der Schiffbarkeit oft schon in geringer Entfernung von der Küste ein Ziel setzen.

So sind in Ostafrika die zum Indischen Ozean hin abfallenden Ströme, der Pangani (Ruvu), der Wami, der Ringani, Rufiji und Rovuma, die das ostafrikanische Randgebirge in breiten, malerischen Tälern durchbrechen, wegen ihres naturgemäß starken Gefälles, zahlreicher Schnellen und Wasserfälle nur mit Einschränkung schiffbar zu nennen. Der Pangani ist in seinem Unterlauf bis etwa 2 km unterhalb der Pangani-Fälle für Boote und flachgehende Dampfer benutzbar. Im Süden ist die Vorlandzone ausgedehnter. Der Rufiji, länger als der Rhein (er nimmt den Ulanga und Ruaha auf), kann vom Delta bis zu den Panganischnellen befahren werden. Die in den Viktoria- und in den Tanganjikasee fallenden Stromläufe (Kagera, Simiyu, Malagarasi) führen in der Trockenzeit oft wenig Wasser und sind daher für die Schifffahrt bedeutungslos.

In Südwestafrika finden sich nur Regenflüsse, die in der Trockenzeit versiegen. Nur die großen Grenzströme, der Oranje, der Kunene und der Okavango sind davon ausgeschlossen. Bekanntlich reichen wir auch mit einem Landzipfel an den Sambesi heran und sind sehr stolz darauf; das ist aber für uns ohne Wert, da oberhalb und unterhalb davon die Schiffbarkeit durch bedeutende Stromschnellen abgeschnitten wird.

In Kamerun reichen der Benue und der Kongo, welche das innerafrikanische Hochplateau in tiefen Grabensenkungen durchschneiden, daher in ihrem ganzen Laufe schiffbar sind und eine bequeme Zugangsstraße ins Innere bilden, nur zum geringsten Teil oder mit ihren Nebenflüssen in unser Schutzgebiet hinein. Die vom Randgebirge oder der Hochebene nach der Biafrabai abfallenden Ströme erleiden aber durch die zweifache Abstufung des zur Küstenniederung abfallenden Plateaus einen doppelten Gefällbruch, wodurch ihre Schiffbarkeit stark eingeschränkt wird. Im Kongo erstreckt sie sich nur 75 km ins Innere. Im Sannaga endet sie entsprechend dem Verlauf des Plateaulandes schon bei 46 km, und der Campo, der südliche Grenzfluß des deutschen Kamerungebietes, hört bereits 20 km von der Küste auf, schiffbar zu sein.

Das Kamerunästuar nimmt den Kongo*) auf, der bei Mundame

*) Meist fälschlich Kungo genannt.

schiffbar wird und den Bimbia direkt ins Meer entsendet, während er durch einen östlichen Arm mit dem Wuri in Verbindung steht. Auch der Wuri ist nur auf eine Länge von 15 km schiffbar. Durch den breiten Kanal des Kwakwaflusses steht das Kamerunästuar auch mit dem Sannaga, dem bedeutendsten Strom des Schutzgebietes, in Verbindung. Trotz seiner erheblichen Breite und Tiefe ist der Sannaga indessen für die Schiffahrt von geringer Bedeutung, da sein Lauf durch die Edeafälle und weiter im Innern durch die Herbertfälle jäh unterbrochen wird. Sein bedeutendster Nebenfluß ist der Mbam. Auch mit dem südlicher mündenden Nyong, dessen Lauf gleichfalls zweimal durch Wasserfälle gebrochen wird, der aber im Hinterlande auf eine Länge von 200 km in der Luftlinie schiffbar sein soll, steht der Sannaga im Zusammenhange. Der Kribi, Lobe und Campo südlich vom Nyong sind unbedeutende Küstenflüsse. Der Sanga und Ngoko, die zum Stromgebiete des Kongo gehören, zeigen ebenso wie der zum Tschadsee eilende Schari mit dem Logone günstigere Schiffahrtsverhältnisse, fallen aber nur zum Teil in das Schutzgebiet.

Das Bergland des Innern ist auch in Togo gleichzeitig das Quellland der meisten Wasserläufe, sowohl der nach der Küste ablaufenden (Mono, Hajo, Sio, Aka, Todjie) wie auch der linken Nebenflüsse des Volta. Der Oti, der bedeutendste dieser Nebenflüsse, der zum Teil für Boote schiffbar ist, entspringt auf dem Plateau des Innern. Vom Volta wird die Wasserscheide des Gebirges in weiter Talfurche ohne erhebliche Schnellen durchbrochen. Die meisten Wasserläufe sind Regenflüsse oder für die Schiffbarkeit unbenutzbare reißende Bergströme. Der Mono ist indessen 100 km aufwärts schiffbar; der Volta trägt in der Regenzeit kleine Dampfer bis Kete-Kratschi und kann auch sonst über Yeggi hinaus befahren werden. Ein Wasserfall oberhalb Kete-Kratschis muß zu Lande umgangen werden.

Die Wasseradern der Provinz Schantung sind durchweg bedeutungslos. Ihr allgemeiner Charakter besteht in einer verhältnismäßig großen Breite des mit Sand gefüllten Bettes bei geringer Tiefe und Wasserführung.

Wie die Küste von Kaiser Wilhelmsland durch gut geschützte, geräumige Häfen mit vortrefflichen Einfahrten und durch eine ganze Reihe guter Keeden ausgezeichnet ist und daher leichten Zugang gewährt, so ist auch das Innere des Landes durch mehrere tiefe, binnenwärts führende Flußläufe an vielen Stellen leicht zu erreichen. Der bedeutendste Strom des gutbewässerten Schutzgebietes ist der Kaiserin Augustafluß, der dem Viktor Emanuelgebirge entströmt, noch 700 km von der Küste entfernt eine Breite von 300 m und eine Tiefe von 4 m aufweist und allem Anscheine nach bis zum Fuße des Gebirges schiffbar ist. Auch der Ramu, der nicht weit vom Kaiserin Augustafluß mündet und aus dem südöstlichen Teil des Schutzgebietes kommt, ist bereits 450 km weit, teils mit einem Dampfer, teils mit einem Boote befahren worden. Beide Flüsse erschließen dicht bevölkerte Niederungen mit vortrefflichem Kulturlande. Kleinere Wasserläufe sind der Gogol und der Rabenau, die sich in die Astrolabebai ergießen, sowie der Markham- und der Franziskafluß, die dem Huongolf zueilen.

Bei der durchweg geringen Breite der Inseln des Bismarck-Archipels ist die Entwicklung größerer Wasserläufe völlig ausgeschlossen.

Nur Neu-Pommern hat zahlreiche Flüsse von zum Teil nicht unansehnlicher Breite aufzuweisen. Die Mündung ist indessen meist durch eine Barre gesperrt.

Auf den Korallen-Atollen der kleineren Inselgruppen fehlen natürlich erst recht alle Wasserläufe. Auch auf Samoa sind sie wegen der geringen Landbreite und des gebirgigen Innern nur unbedeutend.

Für den Wegebau haben die Eingeborenen der deutschen Schutzgebiete wenig getan. Die sogenannten „Karawanenstrassen“, die den Verkehr ins Landesinnere vermitteln, sind nichts als schmale Negerpfade. Nur in Kiautschou vollzieht sich der Verkehr auf einem dichten Netzwerk von Fußwegen und Fahrstrassen. Die Hauptverkehrsmittel sind hier Schiebkarren und zweirädrige Wagen. Als Saamtier dient vor allem das Maultier.

In dem fast wegelosen Südwestafrika hat der in ganz Südafrika gebräuchliche Ochsenwagen festen Fuß gefaßt. Er wird von 14 bis 20 an langes Dursten gewöhnten Ochsen gezogen und überwindet bei seiner starken Bauart selbst schwierige Hindernisse. Zwar sind bereits mehrere größere Strassen angelegt worden, um den Verkehr zu erleichtern; für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes bedarf es aber natürlich besserer Einrichtungen.

Die Regierung hat besonders in Ostafrika, aber auch in den anderen afrikanischen Tropenkolonien schon viel für den Wegebau getan, viel mehr bleibt noch zu tun. Und dann fehlt es an geeigneten Verkehrsmitteln. Noch immer ist der Kopf des Negers das Transportmittel für den Verkehr ins Innere. Versuche mit der Zähmung afrikanischer Elefanten sind bisher mißlungen, Pferde und Rinder gehen meist schnell zugrunde, wenigstens in vielen Gegenden. Der Maskatesel, der sich als Reittier durchaus bewährt hat, ist zum Ziehen schwererer Lasten ungeeignet. Das gezähmte Zebra ist ein Luxus-, aber kein Arbeitstier. So bleiben gerade für die Tropenkolonien als geeignetste Verkehrs- und Transportmittel neben der Eisenbahn nur das moderne Automobil und das Fahrrad übrig, und darauf sollte man auch beim Wegebau allein das Augenmerk richten.

Es kann aber natürlich keinem Zweifel unterliegen, daß unsere Schutzgebiete möglichst bald und in möglichst großem Umfang mit Eisenbahnen ausgerüstet werden müssen, wenn ihre Entwicklung nicht allzu sehr verlangsamt werden soll. Diese Forderung würde auch gewiß von keiner Seite bestritten werden, wenn nachgewiesen werden könnte, daß die Schutzgebiete in größerem Umfang fertige Werte in sich bergen, die lediglich zur Küste transportiert zu werden brauchen, um große Gewinne zu ergeben. Dies trifft indessen, wie unten gezeigt wird, nur in geringem Maße zu, soweit Erzeugnisse des Tier- und Pflanzenreichs in Frage kommen. Reichere Ausbeute liefert das Mineralreich, und in dieser Beziehung ist noch mehr zu erwarten. Eine Bahn zur Ausbeutung der kupferreichen Otavi-Minen ist daher bereits im Bau. Auch die in Ostafrika gemachten Goldfunde würden wohl sicherlich eine Eisenbahn alimentieren können.

Was sonst an Bahnen in unseren Tropenkolonien gebaut wird, muß auf mehr oder weniger gut fundierte Hoffnung gebaut werden, auf die

Erwartung nämlich, daß die Erleichterung der Transport- und Verkehrsverhältnisse auch eine wirtschaftliche Entwicklung nach sich ziehen wird. Dieser Art sind die Usambarabahn und die jetzt in Angriff genommene Mrogorobahn in Ostafrika sowie die geplanten Kamerun- und Togo-Bahnen.

Solche Stichbahnen in aussichtsreiche Gebiete oder zur Befriedigung nächstliegender Verkehrsbedürfnisse*) sollten zunächst überhaupt nur ins Auge gefaßt werden, da für eine großzügige Eisenbahnpolitik in den Kolonien die Zeit noch nicht gekommen zu sein scheint.

Die Bahnlinie Swakopmund-Windhuk trägt einen besonderen Charakter, da in Südwestafrika der Brennpunkt der Entwicklung im Innern des Landes, nicht wie bei den übrigen Kolonien an der Küste gelegen ist.

Post- und Telegraphenverkehr innerhalb der Schutzgebiete sind meist für die nächsten Bedürfnisse ausreichend organisiert. Auch der Fernsprekdienst ist stellenweise eingerichtet worden. Um eine Vorstellung davon zu geben, in wie ausgezeichnete Weise gerade die Reichspostverwaltung sich ihrer Aufgaben in den Kolonien angenommen hat, sei erwähnt, daß insgesamt bereits über 60 Postämter eingerichtet worden sind.

h) Die Absatzverhältnisse.

Für die in den Kolonien gewonnenen Rohprodukte oder Fabrikate kommen als Abnehmer inbetracht:

- 1) die Eingeborenen im Schutzgebiet;
- 2) die Weißen im Schutzgebiet;
- 3) benachbarte oder entferntere Ländereien in demselben oder einem anderen Erdteil;
- 4) das Mutterland.

Je näher der Abnehmer, um so größer natürlich die Rentabilität; daher werden z. B. die Südseekolonien besser daran tun, ihr Augenmerk auf den Absatz nach Australien oder Ostasien zu richten als nach dem Mutterlande. Die Südwestafrikaner werden im allgemeinen den Export von Schlachtvieh vorteilhafter nach dem Kongostaat, dem Kaplande oder nach Transvaal bewirken als nach der alten Heimat. Doch kommen auch die allgemeinen Marktverhältnisse hierbei inbetracht. Seinen Rohrzucker wird Ostafrika am besten nach Indien, einem Rohrzuckerlande, verkaufen, weil Indien soviel exportiert, daß es den Inlandsbedarf nicht mehr aus eigenem decken kann.

Diese wenigen Bemerkungen mögen an dieser Stelle genügen, um anzudeuten, daß bei der Frage des Absatzes die verschiedensten Momente mitsprechen. Da zudem die Absatzverhältnisse je nach den einzelnen Warengattungen gänzlich verschieden sind, so werden sie praktisch im 3. bis 5. Kapitel bei den einzelnen Produkten mitbesprochen werden.

*) wie bei der Küstenbahn in Togo.

III. Die Urproduktion der Kolonien und ihre Ausbeute durch Eingeborene und Europäer.

Unter Urproduktion verstehen wir hier diejenigen Naturschätze, die ohne besondere Bearbeitung (entweder zu sofortiger Verwendung oder als Rohstoffe), so wie sie in der Natur gefunden werden, Handelswert haben und also nur ausgebeutet, nur gesammelt zu werden brauchen, um Gewinne zu liefern.

Solche Schätze finden sich in allen drei Naturreichen.

Wir rechnen hierher z. B. aus dem Tierreich die Guanolager, Elfenbein, Häute und Felle, Hörner, tierische Schalen, lebende Tiere usw. Aus dem Pflanzenreich z. B. Hölzer, Kautschuk, Gummi, Palmkerne u. dgl. Aus dem Mineralreich alles, was ohne eigentlichen bergmännischen oder Hüttenbetrieb an wertvollen Mineralien gewonnen werden kann, wie z. B. die losen Granaten von Namapusa bei Lindi in Ostafrika.

Dabei mag nicht übersehen werden, daß manche dieser Urprodukte unter Umständen auch in einem der folgenden beiden Kapitel als Produkte der wirtschaftlichen Tätigkeit der Eingeborenen oder der Weißen figurieren können, wie z. B. Palmkerne und Kautschuk, insofern sie nicht nur durch Raubbau, sondern auch durch Ausnutzung eigens zu diesem Zwecke angelegter Anpflanzungen gewonnen werden.

Im allgemeinen ist die Ausbeute dieser Naturschätze bisher nicht ganz unergiebig gewesen, wie die folgende Uebersicht ergibt*):

	D.-A.	S.-W.-A.	Kamerun	Togo	Kais. Bih.-L. u. Bism.-A.
	1000 M	1000 M	1000 M	1000 M	1000 M
Gummi, Kautschuk . . .	1270	—	1600	366	—
Palmkerne	—	—	1270	1300	—
Elfenbein	968	—	444	24	—
Guano	—	1000	—	—	—
Kopal	270	—	—	—	—
Wachs	56	—	—	—	—
Nutzholz	95	—	35	—	—
Trepang**)	—	—	—	—	113

**) Eine Molothurienart, die als Lederbissen nach China und Japan ausgeführt wird.

Die übrigen etwa hierher zu ziehenden Urprodukte ergeben zur Zeit nur geringe Ausbeute. So exportierte ferner

Deutsch-Ostafrika: Felle und Häute, tierische Schalen, Flußpferdzähne, Gehörne im Gesamtwerte von ca. 190 000 Mk.;

Deutsch-Südwestafrika: Felle und Häute, Wolle, Hörner, Fleisch, Robbentran im Gesamtwerte von ca. 39 000 Mk.;

der Bismarck-Archipel: Schildpatt und Perlschalen für ca. 64 000 Mk.

*) Die Ziffern sind nach der letzten für alle Schutzgebiete aufgestellten Statistik abgerundet.

Die wertvollste Ausbeute an Urprodukten ergaben also bisher Kamerun (für ca. 3 350 000 Mk.) und Ostafrika (für ca. 2 460 000 Mk.), die geringste Kaiser Wilhelmsland und der Bismarck-Archipel. Allerdings ist zu der Guanogewinnung in Südwestafrika die schmerzliche Anmerkung zu machen, daß die betreffenden Guano-Inseln in britischem Besitz sind, also aus der obigen Statistik eigentlich fortbleiben müssen. Hiervon also abgesehen, beträgt der Wert der gesamten Ausfuhr unserer Schutzgebiete an Urprodukten fast 10 Millionen Mark.

Es fragt sich, ob und wie weit diese Summen einer Steigerung fähig sind.

Kautschuk und Gummi, die wertvollsten Exportartikel, sind bisher in rücksichtslosem Raubbau gewonnen worden, zumal der Verbrauch infolge der Ausdehnung elektrischer Betriebe in steter Zunahme begriffen und die ganze Welt für gute Ware Abnehmer ist. Infolgedessen sind manche Bestände bereits völlig vernichtet worden, und die Gefahr drängt sich auf, daß überall mit der Zeit Erschöpfung eintritt. Die Regierung hat daher mit vollem Recht Schutzvorschriften erlassen. Allein hierdurch wird eine weitere Erhöhung der Ausbeute illusorisch.

Man hat auch verständigerweise Versuche begonnen, Kautschukpflanzen in Plantagen zu ziehen und sich so von den Wildpflanzen unabhängig zu machen. Die Versuche sind noch nicht abgeschlossen; es fragt sich, ob die Qualität des Kautschuks überall ebensovoll ausfällt.

Dagegen kann die Gewinnung der Palmkerne entschieden noch gesteigert werden. Es gibt weite Landstriche, besonders in Kamerun, die überhaupt noch nicht ausgebeutet worden sind, und die natürlichen Bestände oder vorhandenen Plantagen können durch Nachpflanzung erheblich vermehrt werden.

Die Elfenbeingewinnung ist im Rückgange begriffen. Die im Innern Afrikas überall durch Jahrhunderte hindurch aufgestapelten Schätze sind in den leichter zugänglichen Gegenden bereits ziemlich erschöpft und der Bestand an Elefanten durch rücksichtslose Massenabschlachtung dezimiert. Dazu kommt, daß der Kongostaat infolge seiner besseren Transportmittel einen großen Teil der Elfenbeinausfuhr an sich gerissen hat, der sonst über Deutsch-Ostafrika ging. Eine bis zum Tanganjika führende deutsche Bahn könnte hier Wandel schaffen. Da aber darauf in absehbarer Zeit kaum zu rechnen ist, so darf man auch eine Steigerung der Elfenbeinausfuhr nicht inbetracht ziehen.

Die Kopal-Ausbeute erscheint ebenso wenig erheblicher Steigerung fähig wie die von Wachs und Trepanz. Die Nutzholz-Ausfuhr könnte vielleicht gesteigert werden, wenn das Innere bessere Verbindung mit der Küste hätte. Dabei ist aber nicht zu vergessen, daß Ostafrika eine allzustarke Abholzung nicht ertragen könnte, da die Bestände nicht übermäßig stark und sehr verteilt sind.

Unter den Urprodukten geringerer Bedeutung mag vielleicht das eine oder andere in Zukunft noch größere Erträge ergeben; um Summen von ausschlaggebender Bedeutung wird es sich dabei niemals handeln. Wesentliches ist also nur von der Palmkerngewinnung zu hoffen, vielleicht auch

von Kautschuk, wenn die erwähnten Versuche von Erfolg gekrönt sind. Im allgemeinen muß man aber sagen, daß die Ausbeute der Urproduktion eine namhafte Steigerung zunächst nicht zu erhoffen hat.

IV. Die wirtschaftliche Betätigung der Eingeborenen.

Die Eingeborenen der deutschen Schutzgebiete stehen im allgemeinen auf einer ziemlich niedrigen Kulturstufe. Materiell und geistig haben die Araber die ostafrikanische Küste seit Jahrhunderten beeinflusst und dort eine Art Halbkultur geschaffen. In ähnlicher Art haben die Völker im Norden der Kamerunkolonie den Einfluß des Muhammedanismus und der arabischen Kultur, wenn auch in etwas geringerem Grade, erfahren. Die Bewohner von Schantung nehmen, mindestens was ihre materielle Kultur anlangt, eine besondere Stellung ein. Die christliche Mission ist in allen Kolonien, meist schon lange vor der deutschen Besitzergreifung, tätig gewesen, hat das Kulturniveau einzelner Bevölkerungsteile unleugbar erheblich gehoben, aber angesichts der ungeheuren Aufgabe, ihrer schwachen Kräfte und der verhältnismäßig kurzen Zeit im Verhältnis zum Ganzen doch nur erst verschwindend wenig zu leisten vermocht. Nur Samoa ist gänzlich christianisiert, aber leider mehr dem Namen nach als in Wirklichkeit; immerhin ist der allgemeine Kulturstand hier etwas höher zu bewerten als auf den übrigen deutschen Südseebesitzungen.

Mit den im Vorhergehenden angedeuteten Einschränkungen kann man sagen: die Eingeborenen unserer Schutzgebiete sind geistig träge und materiell anspruchslos, ohne Kulturbedürfnisse und ohne Streben nach geistigem und materiellem Fortschritt. Sie sind daher auch weder besonders kauf lustig, noch besonders kaufkräftig. Wenigstens ist die Anzahl der Waren, für die sie Abnehmer sind, sehr beschränkt und der Wert derselben, ihrer Kaufkraft entsprechend, sehr gering.

Wie aus den folgenden Detailausführungen hervorgehen wird, produzieren sie auch nur für den eigenen Bedarf oder höchstens für den Absatz in der nächsten Umgebung, nicht aber für den Welthandel, und was sie produzieren, würde auch für den Welthandel nur in wenigen Fällen inbetracht kommen.

Im Deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiet treiben die Vantustämme*) meistens Ackerbau, häufig daneben auch Viehzucht, selten letztere allein. Einen besonderen Ruf als Ackerbauer genießen die Waschambaa in Usambara und die Wanyamwesi. Man zieht verschiedene Bohnen- und Hirsearten, z. B. Durra oder Sorghum (mtama), Bohnen (kunde), Mais (mbindi), Reis (mpunga), Maniok (mhogo), Bataten (viazi), Erdnüsse (njugu), Sesam (simsim), Erbsen (baazi), Bananen (ndizi), Tabak (tumbako), Zuckerrohr (mua) usw. Am wichtigsten für den Lebensunterhalt sind das Kafferkorn (mtama), die Banane und die Kokosnuß. Zahl-

*) Vergleiche über die ostafrikanische Bevölkerung mein „Deutsch-Ostafrika“, Stuttgart 1903.

reiche Obstbäume liefern prächtige Früchte: Zitronen, Datteln, Guaven, Mandarinen, Jackfrüchte, Feigen, Äpfel, Nüsse, Oliven, Granatäpfel, Mandeln usw.

Viehzucht treiben besonders die Völker zwischen dem Viktoria- und dem Tanganjikasee (neben Ackerbau) und die Massai. Aber auch sonst werden z. B. Ziegen und Hühner überall gehalten. Das Rind findet sich in zwei Arten, als kurzhorniges Buckelrind und als langhorniges Watussi- (oder Bahuma-)Rind. Die Rinderzucht ist der Ausdehnung fähig, doch muß die Rasse verbessert werden. Bienenzucht findet sich bei vielen Stämmen.

Bergbau im eigentlichen Sinne haben die Eingeborenen bisher nicht getrieben, doch verstehen sich z. B. die Wagnuo im Ugueno-Berglande auf die Gewinnung und Verarbeitung von Eisen. Auch die Salzgewinnung ist im Innern vielfach verbreitet.

Das Handwerk liegt in den Küstenstädten meist in den Händen der Inder. Sonst ist der Gewerbebetrieb gering. Etwas Töpferei, Flechterei, und Holzschnitzerei wird überall getrieben. Einen besonderen Ruf als Schmiede genießen die Wadjagga am Kilimandjaro.

Der Großhandel lag an der Küste vor nicht zu langer Zeit ganz in den Händen indischer Großkaufleute, die in Sansibar ansässig waren und die heute von deutschen Firmen verdrängt sind. Von ihnen entnahmen die kleineren Händler in den Küstenorten ihren Bedarf. Eingeführt werden hauptsächlich Baumwollwaren, ferner Perlen, Messing, Eisendraht, Mehl, Reis, Fleisch, Spirituosen, Waffen usw.

Mit diesen Waren ziehen arabische Händler und Küstenleute in das nächste Hinterland und tauschen Landesprodukte dafür ein.

Für den Absatz ihrer landwirtschaftlichen und sonstigen Produkte werden von den Eingeborenen regelmäßige Märkte veranstaltet.

Infolge der von Natur ungünstigen Boden- und Wasserhältnisse in Deutsch-Südwestafrika wird Ackerbau von den Eingeborenen nur stellenweise und meist in der Form des Gartenbaus betrieben. Nur die Ambo (auch Ovambo) im Norden, die unter tropischen Bedingungen leben, sind eigentliche Ackerbauer; sie bauen hauptsächlich Mais und Kafferkorn. Die Bastards ziehen Mais, Weizen, Tabak, Kürbisse und Melonen. Sonst werden an pflanzlichen Erzeugnissen noch die Kerne des Marastrauches und etwas Gummiarabikum gesammelt.

Die Zukunft des Landes beruht jedoch in der Viehzucht. Von jeher haben die Herero und die Ambo der Viehzucht, insonderheit der Rinderzucht, obgelegen, und es gab unter ihnen große Herdenbesitzer. Vor dem Jahre 1897 sollen die Herero einen Rinderbestand von gegen 400 000 Stück gehabt haben. Dann kam die große Seuche, die viel Schaden angerichtet hat, und der jetzige Krieg hat den gesamten Wohlstand des Volkes vernichtet.

Das Ambo-Rind ist kleiner und schwächer als das Damara- (= Herero-) Rind. Die Bastards haben außerdem das Afrikander-Rind eingeführt.

Die Viehzucht wird von einer Reihe schwerer Seuchen bedroht, deren Bekämpfung sehr wichtig ist.

Die einheimische Industrie ist fast völlig verschwunden; ihre Erzeugnisse werden durch europäische Fabrikate ersetzt. Nur bei den Ambo

steht das Handwerk noch in Blüte; sie sind geschickte Schmiede, Töpfer und Flechter und verstehen auch Kupfererze zu verarbeiten.

Wie in Ostafrika, so bestehen auch in Kamerun zwei ethnologisch geschiedene Bevölkerungsgruppen, die auch in ihrer wirtschaftlichen Betätigung Abweichungen zeigen.

Rings um die Küste sitzen in einem ziemlich breiten Gürtel bis an die Ränder des Hochlandes hinauf Volksstämme, welche den Bantuvölkern zugehören.

Der meistgenannte Stamm dieser Bantuvölkerschaften sind die Duala, die rings um das Kamerun-Astuar und am Unterlauf der dahin mündenden Flüsse ihren Wohnsitz haben und erst vor 200 Jahren von Norden her eingewandert sind. Lange Zeit hindurch haben sie den Zwischenhandel zwischen der Küste und den landeinwärts wohnenden Stämmen monopolisiert und dem Eindringen der europäischen Kaufleute große Hindernisse entgegengesetzt. Ihre Zahl beträgt wenig mehr als 20 000.

Eine ähnliche Rolle als Zwischenhändler spielen am unteren Sannaga die Malimba-, Bakoko- oder Mvulle- und die Edealeute, sowie die Batanga-, Banoko-, Bapuku- und die Campoleute in der Südhälfte des Schutzgebiets.

Einen zweiten Ring von Zwischenhändlern mit dem weiteren Hinterlande bilden im Norden die am Mittellauf und Oberlauf der Kamerunflüsse wohnenden Stämme der Mongo-, Abo-, Wuri-, Dibombe- und Lungasileute, im Süden die Mabea.

Als Angehörige der Banturasse sind alle diese Stämme durch vorstehende Backenknochen, aufgeworfene Lippen, Wollhaar und braune bis schwarze Hautfarbe gekennzeichnet. Sie bauen besonders Bananen, Planten, Jams und Kassada und wohnen in viereckigen Lehmhäusern mit Schilf- oder Palmdächern. Größere staatliche Verbände fehlen im allgemeinen.

Während die Bantustämme mit wenigen Ausnahmen (wie die Bali und Yaunde) auf Küste und Waldland beschränkt sind, haben sudanische Negervölker, das zweite Bevölkerungselement der Kolonie, die ganze nördliche Hochebene eingenommen. Schlank und sehnig gebaut, mit wohlgebildeten Gesichtszügen, sind sie seßhafte Ackerbauer. Sie bauen hauptsächlich Negerhirse, Knollengewächse, Erdnüsse, Baumwolle, Indigo, wohnen in Rundhütten, halten die den Bantu unbekanntes Pferde und Buckelrinder, sind meist Muhammedaner und haben umfangreiche Staatsverbände. Die herrschende Klasse bilden überall die vor wenigen Jahrzehnten eingewanderten Fulbe, unter deren Führung mächtige Staatengebilde ins Leben getreten sind, wie z. B. Adamaua, dessen Sultan in Yola dem Großsultan der Haussastaaten tributär ist.

Sowohl die meisten Stämme der Bantu, wie auch besonders die Graslandvölker liegen eifrig dem Ackerbau ob. Viehzucht wird nur auf dem Hochlande in geringem Umfange betrieben. Doch werden Schafe, Ziegen, Schweine und Hühner als Haustiere überall gehalten (stellenweise auch Enten). Pferde und Buckelrinder sind auf das Gebiet der Sudaneger beschränkt; nur die Bakwiri am großen Kamerunberg treiben auch Rinderzucht. Die an der Küste sitzenden Stämme sind eifrige Fischer, besonders die Subu- und die Bimbialeute. Auch Jagd auf kleineres Wild

wird hier und da in größerem Umfange ausgeübt (z. B. bei den Bakwiri).

Die heimische Industrie ist wenig entwickelt und wird durch die Einfuhr europäischer Erzeugnisse immer mehr zurückgedrängt. Sie beschränkt sich auf kunstlose Holzschnitzereien, die Herstellung roher Töpferwaren und Flechtarbeiten. Bei den Sudannegern steht dagegen die Eisengewinnung und das Schmiedehandwerk in hoher Blüte.

Auch in Togo stehen die Küstenleute in Gegensatz zu den unter dem Einfluß der muhammedanischen Fulbe und Haussa stehenden Bewohnern des Binnenplateaus. Die letzteren haben es auch hier, wie in Kamerun, im Kontrast zu den Stammeszersplitterungen im Süden, unter dieser Einwirkung zu größeren Staatenbildungen gebracht.

Die Ewhe an der Küste sind gutmütig und friedfertig, dabei fleißig und leistungsfähig. Sie treiben Ackerbau und genießen in Eisen- und Lederbereitung, in der Töpferei, Weberei und Flechtereieinen wohlverdienten Ruf. Auch vermitteln sie den Handelsverkehr zwischen der Küste und den Stämmen des Binnenlandes.

Die Gebirgsstämme, gedrungener und kräftiger gebaut, aber weniger friedfertig und sich gegenseitig in langen Fehden schwächend, leisten weder auf dem Gebiete des Ackerbaus noch auf dem der Viehzucht Besonderes. Nur die Schmiedekunst haben sie nicht unerheblich entwickelt. Unter den Binnenstämmen wird Handel, Ackerbau, Viehzucht und Gewerbetätigkeit in hohem Grade gepflegt. Die Mossi sind als Eselzüchter und Weber besonders bekannt, die Tschautyo treiben Pferdezucht, die Salagalente widmen sich dem Handel. Zahlreiche Haussakarawanen durchziehen das Land und vermitteln den Verkehr mit dem Sudan, während der Verkehr der Küste mit den Gebirgsstämmen durch die Ewhe bewerkstelligt wird.

Der Ackerbau bevorzugt den Anbau von Mais; in der Nähe des Gebirges wird mehr Reis gezogen. Sonst werden Bananen, Planten, Jams, Süßkartoffeln, Taro, Kaffada, Kohl, Spinat, Hirse, Bohnen, Zuckerrohr und viele Obstsorten angebaut, auf der Hochebene des Innern auch Tabak und Baumwolle gezogen.

Die Viehzucht wird selten in größerem Umfange oder nach rationalen Grundsätzen betrieben. Das Rind findet sich in drei Arten; sonst werden Schafe, Schweine, Ziegen, Hühner, Truthühner, Perlhühner und Tauben gehalten, auf dem Binnenplateau auch Pferde und Esel gezüchtet, wie oben erwähnt. Der Fischfang wird eifrig betrieben, und der Fischhandel spielt daher eine ziemlich bedeutende Rolle. Der Jagd widmet sich berufsmäßig besonders die Bevölkerung der Hochebene.

Die heimische Industrie ist gut entwickelt; sie beschäftigt sich besonders mit Weberei (mit einheimischer Baumwolle), Töpferei (z. B. in Bolu an der Küste und in Tove im Innern), Ziegelbrennerei (in Gridji), dem Schmiedehandwerk (besonders in Nyambe am Agugebirge und in Atakpame), Flechtereie (Matten, Körbe, Taschen, Hüte) und Holzschnitzerei.

Die Provinz Schantung, zu der Kiautschou gehört, ist dicht bevölkert, auf den Höhen indessen dünner besetzt, während in den Tälern und im Flachlande die Siedlungen oft dicht gedrängt liegen. Das wohlgesittete Betragen der Bevölkerung, ihre Intelligenz, Ordnungsliebe, Arbeitsamkeit und ihr geschäftlicher Sinn werden allgemein gerühmt.

Ihre Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau, für welchen die breiten,

wohlbewässerten Täler, die Abhänge der Gebirge und besonders die Randgebiete der großen Ebene gute Vorbedingungen bieten. Abgesehen von der unfruchtbaren Schantunghalbinsel, leben die Bewohner daher auch in verhältnismäßigem Wohlstande. Alles irgend geeignete Land wird sorgsam in Kultur genommen und die Ergiebigkeit des Bodens durch ausgedehnte Brunnen- und Bewässerungsanlagen erhöht. Der Teestrauch gedeiht im allgemeinen nicht mehr, wohl aber der Reis, der vornehmlich in den wasserreichen Tiefebeneen gewonnen wird. Ferner werden im Ueberfluß Weizen, Gerste, Hirse, Kauliang (Sorghum) und Bohnen, daneben Baumwolle, Mohn (für die Opiumgewinnung), Tabak, Hanf und Delppflanzen angebaut. Die Gemüsekultur steht, wie überall in China, in hoher Blüte, und auch die europäischen Gemüsearten gedeihen vortreflich. Der Obstbau (Aprikosen, Pfirsiche, Kirschen, Äpfel, Birnen, Wallnüsse usw.) dürfte noch einer erheblichen Entwicklung fähig sein. Maulbeerbäume, Götterbäume (Milanthis) und zwei großblättrige Eichenarten werden zur Seidenraupenzucht angepflanzt. Eine Zizyphusart liefert die unter dem Namen „chinesische Dattel“ geschätzte Frucht, und ebenso bilden die apfelgroßen Beerenfrüchte des hochstämmigen Kakibaums frisch oder getrocknet ein beliebtes Nahrungsmittel. An Haustieren werden vornehmlich Esel, Maultiere und kleine schwarze Schweine gehalten; Rinder, Pferde und Kleinvieh sind seltener; Tauben, Enten und Hühner trifft man überall. Die gewerbliche Tätigkeit der Schantungleute ist gering entwickelt. Die ältesten Industrien entstanden in der Nähe der Kohlenlager. So ist Poshan ein bekannter Fabrikort, in dem Töpferei, Farbstoffbereitung, Glaswarenindustrie und Schmelzfabrikation in hoher Blüte stehen. Weihien ist der Hauptsitz der Seidenindustrie. Der wichtigste und gangbarste Stapelartikel aber sind Strohborten, die hauptsächlich zur Hutfabrikation verwendet werden, aber zurzeit unter dem Wettbewerb der japanischen und italienischen Fabrikate noch zu leiden haben.

Wenig umfangreich ist der Ackerbau der Eingeborenen in Kaiser Wilhelm'sland; er beschränkt sich auf den Lebensmittelbedarf. Auch die Viehzucht geht über Schweine und Hunde nicht hinaus. Die gewerbliche Betätigung steht auf der untersten Stufe. Viele Stämme leben noch jetzt in völliger Steinzeit. Größere Ausdehnung hat aber beispielsweise das Töpfereigewerbe. Auch Waffen, Geräte, Boote und Schnitzarbeiten zeugen nicht selten von einem gewissen künstlerischen Geschmack.

Der Handel ist gering entwickelt und beruht durchgängig auf dem Tauschverkehr. Zwar ist eine eigene Münze von der Neuguinea-Compagnie eingeführt worden; ihre Verwendung ist jedoch noch sehr beschränkt. Haupthandelsgegenstände der Eingeborenen sind Kopra, Perlmutterchalen und der bereits früher erwähnte Trepang.

Die Bewohner der Salomonen, besonders die der inneren Hochländer, sind noch wenig bekannt; sie treiben Ackerbau und zwar nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern auch für Handelszwecke. Die großen, sehr kräftigen und arbeitsamen Bewohner der Gazelle-Halbinsel (Neu-Pommern) sind ein beliebtes Arbeitermaterial. Im Bismarck-Archipel beschränkt sich der Landbau auf die für den Lebensunterhalt erforderlichen Knollengewächse, auf Bananen, Brotfruchtbäume, Papayen, Simonen, Mais, Tabak und dergleichen. Eine größere Ausdehnung hat

nur die Kultur der Kokospalme aufzuweisen, die überall im Archipel angepflanzt wird. Viehzucht in größerem Maßstabe ist auch hier gänzlich unbekannt. Der Hauptausfuhrartikel, meist durch die Arbeit der Eingeborenen gewonnen, ist Kopra. Von geringerer Wichtigkeit sind Trepang, Schildpatt, Perlschalen und Baumwolle.

Da das Klima der Karolinen, Marianen und der Palauinseln günstig und der Lebenserwerb leicht ist, so verspüren die Eingeborenen wenig Arbeitslust. Für den Unterhalt bauen sie Taro, Yams, Maniok, hier und da auch Mais und Zuckerrohr; Kokosnüsse, Brotfrüchte, Bananen, Limonen, Jambusen trägt ihnen der Buschwald. Die Herstellung der einfachen Kleidung verlangt weder hohe Kunstfertigkeit noch besondere Zubereitung der Materialien. Da ferner die notwendigen Geräte und Waffen sämtlich eingeführt werden, so ist die gewerbliche Betätigung der Karoliner sehr gering. Auf Kusaie werden indessen feine Gewebe und Hüte aus Bananen- und Pandanusblättern hergestellt. Das wichtigste und beinahe einzige Produkt ist auch hier die Kopra, auf deren Gewinnung viel Arbeit verwendet wird. Daneben wird Fischerei auf Trepang und Perlmutterchalen getrieben.

Auch auf den Marshall-Inseln ist die Kokosnuß das Haupterzeugnis, die nicht nur als Nahrungsmittel dient, sondern deren getrockneter Kern, die Kopra, auch in großen Mengen ausgeführt wird (1899/1900 ca. 2500 Tonnen im Werte von je 200 Mk.). Beliebte Nahrungsmittel sind ferner die Früchte des Brotfruchtbaumes und des Pandangs, die Banane, die Wurzel des Taro, das aus einer Wurzelknolle gewonnene Arrowrootmehl, die Früchte des Melonenbaums usw. Auf diese Erzeugnisse beschränkt sich auch der Ackerbau der Eingeborenen, der mit europäischen Geräten betrieben wird. Körnerfrüchte werden weder hier noch überhaupt in der Südsee gebaut. Für die Viehzucht fehlt eine wichtige Vorbedingung, nämlich geeignete Futtergräser. Als Haustiere werden Hunde, Katzen und Schweine gehalten, auch Hühner und Enten, welche letztere man aber nur bei feierlichen Gelegenheiten verspeist. Dagegen wird der Fischfang rege betrieben; Haifische werden wegen ihrer Flossen, die in China als Lederbissen gelten, viel gefangen.

Besondere Leistungen haben die Eingeborenen im Bootsbau aufzuweisen; eine kleine Schiffsbauanstalt auf der Insel Likiep arbeitet sogar für den Bedarf auf den benachbarten Gilbert- und Karolineninseln.

Die Eingeborenen Samoas sind zu jeder regelmäßigen Arbeit untauglich, da ihnen die Natur den größten Teil ihrer Lebensbedürfnisse ohne Mühe liefert. Der Busch bietet Früchte im Ueberfluß. Kokospalme, Brotfruchtbaum und die verschiedenen Pandanusarten liefern nicht nur beliebte Nahrungsmittel, sondern bieten auch sonst gewerblicher Verwendung weiten Spielraum. Die Kokospalme liefert beispielsweise Kopra für die Ausfuhr, die Blätter dienen (wie die der Pandanusarten) zum Mattenflechten, aus den Schalen der Nüsse werden Gefäße hergestellt.

Neben Yams, Taro und Bataten bauen die Eingeborenen auch Bananen, Ananas und Zuckerrohr. An Haustieren halten sie Hunde und Schweine, Hühner, Tauben und Enten. Sie sind gute Schiffer, treiben Fischerei, verfertigen Zeuge und Matten, haben aber sonst keine erheblichen Leistungen auf wirtschaftlichem Gebiete aufzuweisen.

Wir haben diese Verhältnisse etwas ausführlicher dargestellt, um jedermann in die Lage zu versetzen, sich selbst ein Urteil zu bilden und unsere nachstehenden Schlussfolgerungen zu kontrollieren.

Da die Bedürfnisse der Leute in den Tropen hinsichtlich der Wohnung und Kleidung gering sind, die Natur ihnen die Nahrung und das Material für Kleidung und Wohnung ohne große Mühe reichlich liefert, und schließlich die geringe Kulturhöhe weitergehende Bedürfnisse im allgemeinen noch nicht geweckt hat, so haben die Eingeborenen unserer Schutzgebiete wenig äußeren Antrieb zu regelmäßiger Arbeit. Die Feldarbeit überlassen sie in vielen Gegenden außerdem völlig den Weibern und widmen sich vorzugsweise der Jagd und dem Kriegshandwerk.

Wo sie aber auch selbst arbeiten, tun sie es im Durchschnitt lediglich zur Befriedigung der einfachsten täglichen Bedürfnisse. Der Trieb, für die Tage der Not etwas zurückzulegen oder ihren Nachkommen reiche Schätze zu hinterlassen, ist bei ihnen noch wenig entwickelt, ebensowenig wie sie etwa für Luxus und die Befriedigung raffinierter Kulturbedürfnisse Geld zu erwerben suchen, da sie beides nicht kennen.

Sie haben wenig Bedürfnisse, produzieren wenig und besitzen daher auch wenig. Sie mögen und können daher auch nur wenig und nur Billiges*) von den Europäern kaufen; sie sind schlechte Abnehmer.

Die wenigen Ausnahmen, wo sie Produkte für den Handel erzeugen, gehen meist schon aus der vorausgehenden Schilderung hervor. Wir stellen die gesamte auf der Tätigkeit der Eingeborenen beruhende Produktion in der folgenden Tabelle zusammen, wobei Quantitäten im Jahreswerte von weniger als 100 000 Mk. nicht mit inbetracht gezogen sind:

	Deutsch- Ostafrika <i>M</i>	D.-Südwest- afrika <i>M</i>	Kamerun <i>M</i>	Togo <i>M</i>	Kais. Wilb.-L. u. Bism.-L. <i>M</i>
Palmöl	—	—	940 000	770 000	—
Kopra	228 000	—	—	—	716 000
Sesam	177 000	—	—	—	—
Rindvieh	—	120 000	—	—	—

Diese Positionen können übrigens nicht einmal alle voll als Produktion der Eingeborenen gelten, denn das Palmöl, die Kopra und die Rinder stammen zum Teil auch aus den Betrieben der Europäer, was sich hier aber nicht trennen läßt.

Alles andere aber, was zur Ausfuhr kommt, wie Kolanüsse, Kalaharbohnen, Kokosnüsse, Erdnüsse, Haifischflossen, Zuckerrohr, Reis, Boote (aus Lirib), Strohborten usw., soweit es überhaupt der Tätigkeit der Eingeborenen zugeschrieben werden kann, repräsentiert bisher erst so geringe Werte, daß es hier ganz außer Betracht bleiben muß.

*) Eine Ausnahme machen z. B. die Hereros in Südwestafrika, die im Gegensatz zu den Hottentotten stets nur die besten Sachen kaufen, weil ihnen der Großbetrieb der Viehzucht eben Geld eingebracht hat.

Die gesamte Eingeborenenproduktion der deutschen Schutzgebiete ergibt also, soweit sie für den Handel Wert hat, zur Zeit — gut gerechnet — noch nicht mehr als jährlich etwa 3 Millionen Mark, d. h. also 30 Pf. auf den Kopf, ein sehr unbefriedigendes Verhältnis!

Es fragt sich dem gegenüber nun aber, ob und durch welche Mittel diese Produktion etwa gesteigert werden kann.

Gegen eine nennenswerte Steigerung spricht zunächst der allgemeine Umstand, daß die Zahl der Eingeborenen eben sehr gering ist, und man sie für die viel wichtigeren Unternehmungen der Weißen als Arbeiter mehr und mehr wird heranziehen müssen. Nichtsdestoweniger kann die Gewinnung von Palmöl, Kopro und Sesam jedenfalls noch erheblich gesteigert werden, und man sollte die Eingeborenen überall, eventuell durch Prämien, zur Kultur der Delpalme, der Kokospalme und des Sesam anhalten. Auch die Erdnuß- und Zuckerrohrkultur verspricht in Zukunft lohnende Erträge, wenn die Eingeborenen dazu gebracht werden können, diese Produkte besonders zu pflegen. Ferner könnte die Viehzucht der Eingeborenen, besonders in Ostafrika, erheblich ausgedehnt und für den Export nutzbar gemacht werden. In Südwestafrika wird es mit dem selbständigen Viehzuchtbetrieb der Herero nach dem Kriege allerdings wohl vorbei sein; derselbe wird vielmehr ganz in die Hände der Europäer übergehen und die Eingeborenen überall in dienstbare Verhältnisse herabgedrückt werden.

Immerhin ergibt sich also, daß eine Ausdehnung und daher ein größerer Ertrag der wirtschaftlichen Tätigkeit der Eingeborenen nicht ausgeschlossen ist. Wie die Erdnußkulturen in Senegambien beweisen, sind unter günstigen Verhältnissen selbst sehr bedeutende Erträge aus diesen Betrieben herauszuholen.

Den Anregungen des verdienstvollen kolonialwirtschaftlichen Komitees zu Berlin folgend, ist man in neuerer Zeit in sehr verständiger Weise dem Gedanken praktisch nähergetreten, die Eingeborenen für die Plantagenkulturen der Europäer zu interessieren. Man macht sie mit dem Betriebe vertraut, unterstützt sie bei der Anlage kleiner Plantagen und verpflichtet sich zur Abnahme des Produkts. Eine Produktivgenossenschaft in bester Form! Mit der Baumwollkultur hat man in Togo den Anfang gemacht, und die Sache läßt sich bisher ganz gut an. Hierin liegt nicht nur die Möglichkeit der schnelleren Ausdehnung einer rentablen Kultur, sondern auch ein erhebliches erzieherisches Moment für die Eingeborenen. Allerdings verlangt die Ausführung gewisse günstige Vorbedingungen, eine Einschränkung, deren weitere Besprechung hier zu weit führen würde.

Wie es möglich sein wird, die Produktion der Eingeborenen nach und nach zu vergrößern, so wird es auch gelingen, ihre Kaufkraft und Kaufkraft allmählich immer mehr zu stärken. In dieser Hinsicht werden zunächst die Momente wirksam sein, die darauf berechnet sind, den allgemeinen Kulturstand zu heben: die Herstellung geordneter Verhältnisse durch die deutsche Regierung, die Unterdrückung der Plünderungs- und Sklavenspeditionen räuberischer Stämme, die Abschaffung der Sklaverei, die Tätigkeit der Mission, der öffentliche Unterricht (wie er bereits an vielen Stellen mit gutem Erfolge eingeführt ist), die Gewöhnung an regelmäßige

Arbeit und an Fürsorge für die Zukunft und für die Nachkommen. Das alles zusammengenommen im Verein mit dem Beispiel der Europäer wird auch die materiellen und geistigen Kulturbedürfnisse hervorrufen die den Eingeborenen in den Kolonien heute noch fehlen. Ja — wenn wir einen Blick in das ferne Land der Zukunft tun wollen — die Zivilisation wird den afrikanischen Neger ebensowenig zugrunde richten, wie den Südseeinsulaner und den Chinesen; sie wird vielmehr durch Beseitigung der Schäden, die bisher eine angemessene Vermehrung der kräftigen dunkeln Rasse in unsern Kolonien verhindert haben, es dahin bringen, daß die vielfach verwüsteten und schwach oder gar nicht besiedelten Ländereien sich endlich mit Menschen füllen. Das wäre der kostbarste Gewinn für unsere Schutzgebiete, die dem Europäer leider im allgemeinen den dauernden Aufenthalt und eigene körperliche Arbeit nicht zu gestatten scheinen.

V. Die wirtschaftliche Betätigung der Weissen.

Wir haben in den vorhergehenden Kapiteln gesehen, daß die Ausbeute vorhandener Werte zurzeit in unsern Kolonien erhebliche Gewinne noch nicht ergibt; wir haben ferner festgestellt, daß die Produktion der Eingeborenen zwar gleichfalls heute bemerkenswerte Erträge noch nicht liefert, aber, zum Teil wenigstens, einer vielleicht nicht unerheblichen Steigerung fähig ist.

Es fragt sich also nun weiter, was die Weißen ihrerseits bisher getan haben, noch tun und fernerhin tun sollen, um wirtschaftliche Werte im Lande zu schaffen.

Um die Schwierigkeiten zu ermessen, denen der europäische Unternehmungsgeist bei der Lösung dieser Aufgabe begegnet, mögen wir uns vergegenwärtigen, was uns das erste Kapitel gelehrt hat, samt der Folgerungen, die sich daraus ergeben:

Das Klima ist meistens ungünstig (außer in Südwestafrika, Riantschou und auf den kleinen Südseeinseln); es erlaubt dem Europäer ohne Unterbrechung nur kurzen Aufenthalt (ca. drei Jahre), verbietet ihm eigene Arbeit im Freien und nötigt zu häufigem, schädlichem und kostspieligem Personalwechsel. Tüchtige Beamte mit guten kolonialen Erfahrungen sind zudem selten und teuer; die Bevölkerung ist wenig zahlreich und hat weder erhebliche Kaufkraft noch Kaufkraft. Arbeitskräfte sind schwer erhältlich und teuer. Die Regierung, ohne feste koloniale Majorität im Reichstage und in einer der Wichtigkeit ihrer Aufgaben unangemessenen Position, kann nicht schnell genug in ausreichendem Maße die wirtschaftlichen Unterlagen für den privaten Unternehmungsgeist schaffen. Das heimische Kapital ist kolonialen Unternehmungen gegenüber zurückhaltend; gegen das fremdländische eifern die deutschen Chauvinisten. Die Verkehrsverhältnisse in den Schutzgebieten liegen noch völlig im Argen. Die Absatzverhältnisse sind bislang ziemlich wenig geklärt, ohne

festen Bahnen und meist der Organisation von Grund auf bedürftig.

Rechnet man dazu, daß die Natur des Landes in der kurzen Zeit immerhin doch nur unvollkommen hat erforscht werden können, daß es sich meist um Unternehmungen handelt, die erstmalig im Lande geschaffen werden sollen, für die es also an allen Erfahrungen fehlt, ja deren Möglichkeit an sich, abgesehen von aller Rentabilität, oft erst noch festgestellt werden muß, so wird man aufhören, auf die Langsamkeit der bisherigen Entwicklung zu schelten, man wird vielmehr dankbar anerkennen müssen, wieviel in so kurzer Zeit trotz aller dieser Schwierigkeiten durch deutsche Tatkraft, Beharrlichkeit und Geschicklichkeit geschaffen worden ist, und wird nicht in Abrede stellen können, daß das deutsche Volk ein hervorragendes Kolonisationstalent besitzen muß, um solche Erfolge erreichen zu können.

Das gibt auch dem Zaghaften neuen Mut für die Zukunft.

Wenn wir uns die Frage vorlegen, welche Eigenschaften die kolonialisatorische Tätigkeit vom Kolonisator fordert, so ergibt sich, daß gerade das deutsche Volk in dieser Beziehung außerordentlich glücklich begabt ist.

Nationales Selbstgefühl gepaart mit der Achtung vor fremdem Wesen; starke Liebe zum Vaterlande bei leichter Entschlossenheit, es zeitweise oder für immer zu verlassen; die Fähigkeit, sich schnell in neue Verhältnisse zu finden und aus allem etwas zu machen; Wagemut und Gottvertrauen; schnelle Entschlossenheit ohne Unüberlegtheit; weiter Blick und intuitiver Sinn für die Möglichkeit eines Geschäfts statt ängstlichen Krämergeistes; Organisationstalent; die Gabe, Völker fremder Rasse und verschiedener Kultur richtig zu behandeln; Gerechtigkeit und Ordnungsliebe; moralische Festigkeit auch in der Fessellosgkeit der Unkultur; Genügsamkeit bei aller Freude am Lebensgenuß; Ausdauer und Beharrlichkeit; Achtung vor der Wissenschaft, die der Praxis die Wege ebnet; systematisches Vorgehen ohne Schematisierung: alles das sind Eigenschaften, von denen man keine dem deutschen Volkscharakter absprechen kann, die sich in zahlreichen Individuen zusammenfinden und sie zu Männern machen, wie das Kolonisationswerk sie braucht. Mit Neid ist das oft genug selbst von der Presse fremder Kolonialvölker anerkannt worden.

Zumal in den Reihen der Pioniere der Kolonisationsarbeit ist kein Platz für Leute, die in einer dieser Beziehungen als minderwertig angesehen werden müssen. Die Besten sind gerade gut genug. Es ist geschäftliche Kurzsichtigkeit oder sträfliche Gewissenlosigkeit, Leute hinauszusenden, die diesen Forderungen nicht entsprechen.

Aber auch die spezielle Fachbildung sollte gerade bei den Kolonisatoren auf besonders hoher Stufe stehen. Sie kommen nicht in Verhältnisse, die durch überlieferte Routine bewältigt werden können, sondern mehr als andere stellt das Leben sie vor die schwierigere Aufgabe, ihre Wissenschaft neuen Forderungen anzupassen. Der Jurist sieht sich andersartigen Rechtsanschauungen gegenüber, die er nicht auf das Prokrustesbett des deutschen Rechtes strecken kann, ohne die verständnislosen Eingeborenen durch scheinbare Ungerechtigkeit zum Widerstand zu reizen; der Landwirt steht vor ganz unbekanntem klimatischen Verhältnissen und Schädlingen (Heuschrecken, Tsefesfliege, Viehseuchen); der Soldat muß die europäische

Gefechtsweise den Besonderheiten des Geländes und des Feindes anpassen; der Kaufmann muß statt des gewohnten Kaufhandels zum Tauschhandel übergehen, sich mit den abweichend gearteten Bedürfnissen eines kulturlosen Volkes bekannt machen und seinen Kodex der Handelsusancen einer völligen Umarbeitung unterziehen.

Das verlangt ein Maß von Selbständigkeit, das nur auf Grund hervorragender Fachbildung erworben werden kann.

Dieses Einleben in die neuen Verhältnisse kann allerdings wesentlich dadurch erleichtert werden, daß man die Leute, die hinausgeschickt werden sollen, nach Möglichkeit schon vorher im Mutterlande theoretisch mit Land und Leuten und den Besonderheiten des Wirkungskreises, in dem sie tätig sein werden, bekannt zu machen sucht. Dieser Aufgabe dienen in Deutschland die deutsche Kolonialschule (m. b. H.) Wilhelmshof zu Wixenhausen a. d. Werra, die hauptsächlich Landwirte und Handwerker ausbildet, und das Orientalische Seminar zu Berlin, das seine Zöglinge mit der Art des Landes, Sprache und Sitte seiner Bewohner, der Hygiene der Tropen und anderen wissenschaftlichen Dingen vertraut macht. Das erstere dieser beiden Institute ist leider in seinen Mitteln beschränkt und reicht daher für das Bedürfnis nicht aus; das letztere wird mehr von Beamten und Offizieren als von den eigentlichen Vertretern des wirtschaftlichen Lebens benutzt.

Wie die klimatischen Verhältnisse der Tropenkolonien nun einmal beschaffen sind, wird an eine eigentliche Siedelung in den Tropenkolonien wohl kaum gedacht werden können. Weiße werden draußen immer nur als Ärzte, Missionare, Forscher, Rechtsanwälte, Beamte (abgesehen vom Unterpersonal), chargierte Militärs und Polizisten, Leiter und höhere Angestellte von wirtschaftlichen Betrieben aller Art in verhältnismäßig geringer Anzahl tätig sein. Auch diese gewöhnlich nur für beschränkte Zeit und mit der Gefahr, die während dieser Frist erlittenen gesundheitlichen Schäden vielleicht niemals ganz wieder zu überwinden. Angesichts der hohen Anforderungen, die man dabei gleichzeitig an Charakter und Fachbildung der Reichs- und Privatbeamten stellen muß, ist es nur eine Forderung der Gerechtigkeit, sie für die Zeit ihrer Tätigkeit im Schutzgebiet hoch zu besolden und ihnen für ihre spätere Laufbahn Vergünstigungen zu gewähren. Dann werden auch hervorragende Kräfte leichter sich für den Dienst in den Kolonien bereit finden lassen als bisher.

Um die hierdurch der Regierung sowohl wie den Privatunternehmern auferlegten Opfer nach Möglichkeit zu vermindern, sollten die Beamten beider Kategorien auf geeignetem Wege zu vernünftiger Hygiene angehalten werden. Die von Anfang an lebhaft betriebenen tropenhygienischen Forschungen haben dazu längst die erforderlichen Unterlagen geliefert. Für die Hygiene der Wohnungen und der Ernährung ist auch an vielen Stellen bereits in lobenswertem Maße gesorgt worden.

Die endemischen Krankheiten zu erforschen und nach Bekämpfungsmethoden zu suchen, lassen sich Regierung wie Private gleichmäßig angelegen sein. Besonders sind die Bemühungen darauf gerichtet, das Wesen der Malaria festzustellen und ihre Verbreitung einzudämmen. Auf diesem Gebiete sind die Forschungen des Geheimrats Koch rühmend hervorzuheben.

Für angemessene Behandlung der Erkrankten ist schon vieles geschehen. Krankenhäuser bestehen jetzt in Anecho (Togo), Duala, Victoria (Kamerun), Dar-es-Salâm, Tanga (Ostafrika), Windhof (Südwestafrika), Tsingtau (Kiautschou) usw. Für Rekonvaleszenten oder sonst angegriffene Konstitutionen sind vielfach Sanatorien an Stellen angelegt worden, die entweder wegen ihrer Meereshöhe oder wegen des günstigen Einflusses der Seeluft der Gesundheit zuträglicher sind, um so die Kosten und Unzuträglichkeiten einer Urlaubsreise nach Europa zu vermeiden, so z. B. in Buea am Kamerunberg, auf der Landzunge Suellaba (Kamerun), auf der Insel Ulenge bei Tanga (Ostafrika), auf der Insel Wonad (im Friedrich-Wilhelmshafen) usw.

a) Die Siedelung.

Wenn wir hier von Siedelung sprechen, so haben wir eine dauernde Ansiedelung von Weißen in größerem Maßstabe im Auge. Die Niederlassung einzelner Europäer, wie z. B. die der Gebrüder Weilhammer in Uhehe (Ostafrika) oder des Ansiedlers Weber in Magamba (Westusambava, Ostafrika), ist für diese Frage völlig belanglos.

Denn der stärkste Anstoß zur Erwerbung deutscher Kolonien ist ausgegangen von dem Wunsche, Länder unter die deutsche Flagge zu stellen, die geeignet wären, die enorme deutsche Auswanderung der siebziger Jahre (bis 200 000 Köpfe im Jahr) wenigstens zu einem erheblichen Teile aufzunehmen. Auch jetzt noch verliert Deutschland alljährlich 20—40 000 Menschen, die meist nach Nordamerika gehen, Millionen deutschen Geldes mitnehmen, mit ihrer Hände Arbeit und ihrer Intelligenz ein fremdes Gemeinwesen stärken, bei ihrer Anpassungsfähigkeit dem Ansturm fremder Zunge, Sitte und Denkart bald erliegen und so dem Vaterland zum großen Teile völlig verloren gehen.

Es fragt sich, ob unter unseren Schutzgebieten eines ist, das jährlich mindestens 5000 deutsche Auswanderer der Durchschnittsart aufzunehmen imstande wäre.

Der Durchschnitt der Auswanderer nämlich ist arm; Leute, die einige Tausend Mark besitzen, sind sehr in der Minderheit.

Nun hängt die Frage nach der Möglichkeit europäischer Ansiedelung immer und überall wesentlich von zwei Momenten ab, dem Klima und der Möglichkeit besseren wirtschaftlichen Fortkommens gegenüber dem Mutterlande bezw. auch gegenüber anderen Siedlungsgebieten.

In unseren Tropenkolonien schließt aber zunächst schon das Klima Massenansiedlungen der Weißen im großen und ganzen aus. Daran werden die besten hygienischen Einrichtungen ebensowenig etwas ändern als das Gelingen der erwähnten Koch'schen Versuche, die Malaria einzuschränken oder ganz zu beseitigen. Denn der Fehler liegt in der Hauptsache in der steten Gleichmäßigkeit der feuchten Wärme, die der Deutsche auf die Dauer ohne schweren Schaden an seiner Gesundheit nicht ertragen kann.

Die Gebiete, auf welche diese letzte Charakteristik hinsichtlich des Klimas zutrifft, sind jedenfalls für die Siedlung absolut ausgeschlossen. Das zeigen auch die Erfahrungen älterer Kolonialvölker wie der Holländer und der Engländer. Hierher gehören Küste und Vorland in Ostafrika,

Kamerun, Togo und Kaiser Wilhelmsland, ebenso viele niedriger gelegene Teile im Innern.

Vielleicht liegen die Verhältnisse etwas günstiger hinsichtlich der Berglandschaften und der Hochebenen im Binnenlande. In Ostafrika hat man in dieser Beziehung zunächst das Kilimandscharo-Massiv, die Uhehe-Hochebene und das Ronde-Plateau ins Auge gefaßt, für die Binnen-Hochländer Kameruns und Togos ist die Siedlungsfrage bisher noch nicht in den Vordergrund getreten, und für Kaiser Wilhelmsland scheidet sie wegen der aus mehreren Gründen besonders schwierigen Zugänglichkeit des Innern vorläufig ganz aus.

Was wir aber im folgenden über Ostafrika ausführen, wird wegen der allgemeinen Gleichartigkeit der Verhältnisse *mutatis mutandis* zum größten Teil auch auf die Hochländer der übrigen Tropenkolonien anwendbar sein. Erstens tritt das Malariafieber auch noch in ziemlich bedeutenden Höhenlagen auf, und es ist doch noch sehr fraglich, ob es gelingen wird, dies Hindernis zu beseitigen oder abzuschwächen. Zweitens sind speziell die fruchtbaren Gegenden an den Hängen des Kilimandscharo bereits ausnahmsweise stark von Eingeborenen besiedelt. Drittens aber ist für Uhehe und das Rondeplateau die Frage noch ziemlich ungeklärt, was die Ansiedler dort anfangen sollen. Essen und Trinken würden sie dem Boden ja wohl abgewinnen; aber wie sie darüber hinaus Mittel für Kleidung und sonstige Lebensbedürfnisse beschaffen sollten, ist bei den unentwickelten Absatzverhältnissen schwer abzusehen. Auch liegen beide Gebiete von der Küste weit entfernt; der Bau einer Eisenbahn wäre also zunächst eine unerläßliche Bedingung, und die Ansiedelung würde also nicht billig sein. Kurz, hier sind noch so viele Fragezeichen anzubringen, daß man das endgiltige Urteil hinausschieben muß. Das ist aber schon heute klar, daß nur eine gleichzeitige Ansetzung großer Massen nach dem Vorbilde der britischen *state-aided colonization* unter Aufwendung namhafter Staatsmittel Aussicht auf Erfolg hätte.

Eine gesonderte Stellung nehmen die deutschen Inseln im Stillen Ozean ein, deren Klima meist durch das Meer gemildert wird und insofern der Siedlung weniger hinderlich wäre. Doch die Fahrt dahin ist langwierig und teuer, die Eingeborenen meist kriegerisch, die Verhältnisse gänzlich unentwickelt. Die Ansiedler müßten hier anfangen, wie die ersten Kulturpioniere in den Urwäldern Nordamerikas. Das würde sicher nur wenige locken, die aus Abenteuerlust oder Weltflucht Gefahren, Einsamkeit und Entbehrungen suchen. Die große Masse der Auswanderer aber sucht ihre Lebenshaltung zu verbessern und zu Wohlstand zu gelangen, ein Ziel, das sie anderwärts leichter zu erreichen in der Lage ist.

Das ist eben die weitere Schwierigkeit, daß es sehr schwer sein wird, den Auswandererstrom in Gebiete zu leiten, wo man nur Entbehrungen, harte Arbeit, unsicheren Absatz findet und auf alle Segnungen der Kultur so ziemlich verzichten muß. Auch hier könnte höchstens ein Eingreifen des Staates durch ausgiebige Unterstützung der Auswanderer Wandel schaffen.

Riautschou kommt für die Massenansiedlung schon wegen des geringen Umfangs nicht in Betracht; das Hinterland ist aber bereits so dicht besiedelt, daß an eine weitere Verstärkung der Bevölkerung nicht zu denken ist.

Wir kommen nun schließlich zu Deutsch-Südwestafrika, dem Lande, das infolge seines günstigen Klimas schon seit langer Zeit als unsere Ansiedlungskolonie par excellence bezeichnet wird. Epidemien gehören zu den Seltenheiten; eigentliche klimatische Krankheiten fehlen im südlichen und mittleren Teile des Schutzgebietes fast ganz. Malaria und Ruhr treten aber nicht nur während der Regenzeit im nördlichen Ambolande, sondern auch z. B. in Otjimbingwe, Gobabis und im Tal des großen Fischflusses auf, wenn sie auch nicht die schweren Tropenformen annehmen. Ganz ohne Gefahren ist also natürlich auch hier das Klima nicht; aber es ist dem Europäer im allgemeinen zweifellos sehr zuträglich, für Lungenkranke sogar heilsam. Zudem ist das Land, wie oben nachgewiesen, außerordentlich spärlich bevölkert.

Dies sind zwei unleugbar günstige Momente. Aber zunächst sind weite Striche des Schutzgebietes für die Siedlung aus anderen Gründen völlig unbrauchbar.

Bei der Wichtigkeit der Frage erscheint es angezeigt, auf Bodengestaltung, Bewässerung, Flora und Fauna des Schutzgebietes hier etwas näher einzugehen.

Die Küste ist wenig gegliedert; Dünen von gewaltiger Breite und Höhe begleiten sie von Süden bis Swakopmund. Dahinter erstreckt sich ein bis zu 90 km breiter Wüstenstreifen, die Namib, welche, aus Granit und Gneis aufgebaut, erst allmählich und dann immer schneller und steiler zu einer bedeutenden Hochebene ansteigt. Die höchste Erhebung erreicht sie in den Nos-(Nos-)Bergen (2000 m). Ein weites Tafelland von wechselnder Höhe und steppenartigem Charakter, von zahlreichen meist Nord-Süd verlaufenden Brüchen (der bedeutendste ist die Grabensenkung des großen Fischflusses) in viele Einzelplateaus (z. B. Huib-Hochebene, Homs-Hochebene, Hanami-Hochebene, Karas-Hochebene usw.) zerrissen, erfüllt das ganze südliche und mittlere Schutzgebiet. Im Süden wird es durch die gewaltige Erosionsrinne des Oranje jäh unterbrochen, im Norden senkt sich die Hochebene allmählich zu den Grasebenen des Kaokofeldes und dem flachen Ambolande, im Osten zur Kalahari herab. Nicht nur in den Bruchspalten sind bedeutende vulkanische Erhebungen aufgeschüttet, wie der Porphyrykegel des Weitsegubib (1600 m) im Graben des Fischflusses, sondern auch sonst unterbrechen zahlreiche Gebirgsmassen und hin und wieder auch Einzelberge den einförmigen Charakter des Tafellandes. So erheben sich im Damaralande, die Tafelebene des Binnenlandes durch gewaltige Hochgebirgsmassen in eine südliche und eine nördliche Hälfte scheidend, das Nuasgebirge (2100 m) südlich von Windhuk, nördlich von Omburo der Omatako-Berg (2600 m), südlich von Okavango die Otjivavero-Berge (2100 m), im Norden des Damaralandes das Omborovogebirge und das Waterbergmassiv (Omuweroumwe-Berge 1900 m).

Die Wasserläufe sind meist Regenflüsse und laufen nur in ergiebiger Regenzeit und sonst bei starken Niederschlägen oberirdisch. Hier von sind nur die großen Grenzströme, der Oranje, der Kunene und der Okavango im Nordosten ausgeschlossen. Die Regenbäche des Namalandes werden vom Großen Fischfluß und dem Molopo (entstehend aus der Vereinigung des Schwarzen und des Weißen Nosob) gesammelt und dem

Oranje zugeführt. Zum Atlantischen Ozean wässern das Damaraland (Kuiseb, Tsoachaub, oft verderbt Swakop genannt), sowie das Kaokofeld ab, während die nordöstlich von der Wasserscheide rinnenden Wasserläufe den Omuramba Namatako speisen und von ihm dem Okavango zugeführt werden.

An größeren Seen fehlt es dem Schutzgebiete gänzlich. Dagegen finden sich viele Vleys, flache, abflußlose Becken, in denen sich zur Regenzeit das Wasser sammelt und längere Zeit hindurch hält, sowie im Norden die sogenannten Salzpfaunen (Pans), deren Boden salzhaltig ist. Die bedeutendste Salzpfaune auf deutschem Gebiete ist die Etoschappfaune.

Die Küste, deren Boden nur durch die Nebel geringe Feuchtigkeitsmengen zugeführt erhält, hat nur eine spärliche und kümmerliche Pflanzendecke, die schon in ihrem Außern das Bestreben ausgeprägt hat, sich möglichst gegen Wasserverlust zu schützen (Sarkofaulon- und Pelargonienarten, Amarantaceen, sparrige, niedrige Halbblüthe, Chenopodiaceen, magere Gräser, die sonderbare Welwitschia mirabilis u. a.). Die einzige Nahrungspflanze ist der Karastrauch.

Die Namibwüste nährt besonders Euphorbien- und Aloearten (hauptsächlich Aloe dichotoma) und einige Zwergbäume.

Im Binnenlande unterscheidet man die schnell aufsprießende und wieder verschwindende Regenvegetation von der ständigen, aber nur sehr spärlich anzutreffenden Grundwasservegetation. Die Hochebenen des Nama- und des Damaralands sind meist Gras- oder Strauchsteppen. Diese Sträucher sind meist verkrüppelte Akazienarten, das Gras silbergrau, in einzelnen Büscheln sprießend, überall dem Felsboden Durchlaß gewährend. Nach Norden zu wird die Vegetation reicher und nähert sich immer mehr dem tropischen Charakter. Im Umbolande finden sich neben dem waldbildenden Dmutati die Damarafeige (*Ficus damarensis*), der Affenbrotbaum und einzelne Palmenarten.

In den Grundwasser führenden Flußtälern trifft man auf Dornakazien, Anaakazien, Giraffenakazien, Kameldornbäume, Tamarisken, Ebenholzbaume u. a. Doch bilden sie höchstens sogenannte Galerienwälder.

Das Schutzgebiet ist außerordentlich wildreich. Zwar sind die größeren Säuger, Elefant, Nashorn, Flußpferd, Büffel, Giraffe, Löwe, nur noch im Norden zu finden, auch der Leopard ist schon seltener geworden; dagegen sind die kleineren Raubtiere (Hyäne, Schakal, wilder Hund, Wüstenluchs) noch überall ziemlich häufig. Am weitesten verbreitet sind die Antilopen, deren das Schutzgebiet zahlreiche Arten aufweist (Kuddu, Springbock, Steenbock, Gland, Gemsbock, Hartebeest, Nietbock, Wildebeest usw.). In den Bergen hausen der Pavian, der Klippshiefer, das Lärnschwein und eine Stachelschweinart. Springhasen und Raphasen sind in großen Mengen verbreitet. Ebenso reich ist die Vogelwelt vertreten, unter deren Repräsentanten besonders der Strauß hervorsticht. Im Kunene und Okavango lebt das Krokodil. Schlangen und Schildkröten sind häufig, unter den ersteren die Buffotter und die Kobraschlange gefürchtet. Skorpione und Taranteln bedrohen nicht selten den unachtsamen Wanderer. Auch die Termiten findet sich häufig, aber die Tsetsefliege ist heute verschwunden.

Aber der Dünengürtel und die Namib, das halbtropische Umboland und

die kahlen Gebirgsgegenden können für Siedelung nicht in Betracht kommen. Aber auch in den übrigen Gegenden ist infolge der übergroßen Trockenheit an Ackerbau in ausgedehnterem Maße nicht zu denken. In der Tat sind die Sachverständigen darüber einer Meinung, daß das Land in der Hauptsache nur für den Betrieb der Viehzucht in Betracht gezogen werden kann. Nur in der Nähe der spärlichen und meist unterirdisch fließenden Wasserläufe wäre in geringem Umfange an Ackerbau oder besser Gartenbau zu denken.

Im Betriebe der Viehzucht waren die Herero, die Natur des vor etwa zweihundert Jahren von ihnen eroberten Landes richtig erkennend, den Weißen mit ihrer ausgedehnten Rinderzucht praktisch vorangegangen, und ihr Beispiel hatte die neuen Herren des Landes um so eher auf den rechten Weg geleitet. Bei näherer Prüfung stellte sich indessen das Weideland als so mangelhaft heraus, daß man ziemlich große Flächen für die Unterhaltung eines Kindes annehmen mußte, so daß für eine Viehfarm mit mittlerem Betriebe schon ein ganz außergewöhnlicher Umfang sich als erforderlich erwies. Die Schätzungen der Sachverständigen hinsichtlich der Größe des für ein Kind notwendigen Weidelandes gehen zwar noch stark auseinander; wenn man aber auch die günstigste Annahme zugrunde legt und berücksichtigt, daß ungeheure Strecken des Weidelandes noch unter dem mangelhaften Durchschnitt stehen und daher fast ganz ausfallen; wenn man ferner in Betracht zieht, daß manche Gebiete wegen der großen Entfernung trinkbaren Wassers auch nur bedingungsweise in Benutzung genommen werden können, so ergibt sich, daß überhaupt nur eine beschränkte Anzahl von Farmern im Lande Platz finden könnte.

Diese gebrauchen aber für die Kosten der Übersiedlung, des Landankaufs, der Vermessung, des Fenzens (d. h. Einzäunens der Weiden), des Hausbaus, der ersten Viehbeschaffung, des Betriebes und für den Lebensunterhalt des ersten Jahres bis zur Erzielung von Einnahmen ein so großes Anlagekapital, daß es nicht leicht sein wird, auch nur diese beschränkte Zahl von Farmern unter den Auswanderungslustigen in absehbarer Zeit aufzutreiben, auch wenn man die Passage freigibt und die Kosten des Landankaufs lange Zeit stundet.

Kleinsiedler aber ins Land zu locken, die sich durch Gartenbau oder ein Handwerk nähren sollen, hat sein Bedenken, denn der Absatz ist beschränkt. In der Hauptsache war bisher die Schutztruppe Abnehmer.

Obwohl noch mit vielen Illusionen durchsetzt, war doch diese Lage der Dinge im allgemeinen schon von dem „Syndikat für die südwestafrikanische Siedlung“, das zu Anfang der neunziger Jahre unter Leitung des Dr. H. Bokemeyer seine Tätigkeit begann, ganz richtig erkannt. Das Syndikat ließ sich von der Regierung ausgedehnte Ländereien in der Nähe von Windhuk überweisen und stellte Farmen für Großbetrieb und Heimstätten für Kleinbetrieb zum Verkauf, indem es den Ansiedlern weitgehende Erleichterungen gewährte. Die Versuche waren zweifellos ungenügend vorbereitet und haben trotzdem Erfolg gehabt. Das Syndikat hatte eben den Vorzug, daß es mit dem frischen Mut und der gewissen Unbekümmertheit seine Aufgabe praktisch anfaßte, ohne die in Ansiedlungssachen nichts zu erreichen ist. Wer jedem Ansiedler sein wirtschaftliches Gedeihen garantieren will und nicht harthäutig genug ist, um

Vorwürfe über mißglückte Unternehmungen ruhig von sich abgleiten zu lassen, der Menge seine Hände nicht in Siedlungsangelegenheiten; sie sind ein undankbares Geschäft, das mit festen Händen und einer gewissen Herzenshärte angefaßt sein will, wenn es Erfolg haben soll.

Das Syndikat entwickelte sich dann unter anderer Leitung zur „Südwestafrikanischen Siedlungsgesellschaft“. Diese beschäftigte sich zunächst mit der Frage der genauen Abgrenzung ihres Gebietes, vermittelte eine Zeitlang den Fracht- und Personenverkehr nach dem Schutzgebiete und machte dabei große Gewinne. Da der Witboi-Aufstand in den ersten Jahren ihres Bestehens tobte, mußte sie das eigentliche Siedlungsgeschäft ruhen lassen. Aber auch später und bis zum Ausbruch des Herero-Aufstandes hat sie eigentlich nur passive Siedlung betrieben. Sie hat Farmen für Großbetrieb feilgehalten und auch einige zu Bedingungen verkauft, die den Käufer nicht drückten. Aber für die Hauptsache, die energische Förderung der Massensiedlung, hat sie nichts geleistet, weil ihre Leiter ein Siedlungsunternehmen behandeln wollten wie ein rohes Ei. Sie legten eine Versuchsfarm an, um Erfahrungen zu sammeln, die man längst besaß. Der Hererokrieg hat, wie so vieles, auch diese Farm vernichtet.

Auch andere Gesellschaften, die im Schutzgebiete tätig sind, haben die Siedlung neben anderen Aufgaben in ihr Programm aufgenommen, wie z. B. die South West Africa Company Ltd., die Hanseatische Land-, Minen- und Handels-Gesellschaft für Deutsch-Süd-Afrika, The South African Territories Ltd. Aber auch diese Gesellschaften haben sich auf gelegentlichen Farmverkauf beschränkt, die eigentliche Siedlungsfrage in dessen nicht gefördert.

Es ist überhaupt die Frage, ob die Besiedlung eines Schutzgebietes von dem Umfange wie Deutsch-Südwestafrika von einer Gesellschaft durchgeführt oder auch nur in namhaftem Umfange angebahnt werden kann. Soviel ist aus dem Vorhergehenden wohl ersichtlich, daß es sich nicht um ein Siedlungsgebiet ersten Ranges handelt, dessen Vorzüge an sich die Auswanderer anlockt und das den Wettbewerb mit mehr begünstigten Gebieten aushalten kann. Nach Südwestafrika wird man daher nur dann Ansiedler in größerer Zahl ziehen können, wenn man ihnen besondere Vergünstigungen gewährt, wie das England früher seinen Kolonien gegenüber auch getan hat. Man gewähre ihnen freie Überfahrt, gebe den Farmern wie den Kleinsiedlern das Land zunächst pachtfrei mit der Aussicht auf späteren Eigentumserwerb, trage die Vermessungs- und Umzäunungskosten, unterstütze die ersteren auch noch bei der Beschaffung des ersten Viehbestandes, sorge für Wasserbeschaffung, helfe dem Kleinsiedler auch noch beim Hausbau, gebe ihm die Geräte und gewähre ihm bare Vorschüsse, schaffe auch sonst landwirtschaftliche Kreditinstitute und organisiere schließlich den Absatz, dann — aber auch nur dann wird man mit der Siedlung vorankommen.

Es ist klar, daß diese Aufgaben die Leistungsfähigkeit einer Privatgesellschaft weit übersteigen; die Regierung muß die Sache in die Hand nehmen, wobei sie die Lösung einzelner Teilaufgaben natürlich ohne Schaden geeigneten Gesellschaften übertragen kann, die sie z. T. schon vorfinden wird, wie z. B. das „Syndikat für Bewässerungsanlagen“ und das „Kolonialwirtschaftliche Komitee“ mit seinen im Lande umherziehenden Brunnenbohrkolonnen.

Sollten die Versuche mit der Wollschafzucht, die die Südwestafrikanische Schäferereigesellschaft kurz vor dem Ausbruch des Herero-Aufstandes begonnen hatte, wie zu erwarten, von Erfolg begleitet sein, so würde dies natürlich die Aussichten der Ansiedlung nicht wenig verbessern. Aber um die Staatsinitiative und die Gewährung großer Vorteile an die Ansiedler käme man nur herum, wenn etwa bedeutende Gold- oder Diamantenfunde an mehreren Stellen des Schutzgebietes gemacht würden. Dann besiedelt sich das Schutzgebiet in kurzer Zeit von selbst.

Noch ist eines Planes zu gedenken, der in den sog. kolonialen Kreisen immer aufs neue auftaucht und der darauf ausgeht, Strafkolonien in unsern Schutzgebieten anzulegen. Der Vorschlag ist ursprünglich von Juristen ausgegangen und hatte weniger das Wohl der Kolonien als die Verbesserung und Verbilligung des Strafvollzugs im Auge. Der Strafvollzug wird aber infolge der größeren Transport- und Überwachungskosten nicht billiger und wegen des Klimas der Tropenkolonien auch nicht humaner, wenn man daran denkt, allerlei Meliorationsarbeiten durch die Sträflinge ausführen zu lassen. Für Südwestafrika würde aber — ob mit Recht oder mit Unrecht, bleibe dahingestellt — die Anlage einer Sträflingskolonie gleichbedeutend mit der Vernichtung aller anderen Siedlungspläne sein. Jedenfalls wären auch internationale Verwicklungen infolge öfteren Entweichens von Sträflingen zu gewärtigen. Die Gouverneure der Schutzgebiete, um ihre Ansicht befragt, haben sich daher einstimmig gegen die Deportation ausgesprochen, wie auch die Erfahrungen anderer Staaten nicht gerade günstig für die Strafkolonien sind.

Indessen treffen diese Bedenken auf einige der Inseln im Stillen Ozean nicht oder nicht in gleichem Maße zu. Es gibt unter ihnen solche mit erträglichem Klima und geringer Bevölkerung, die für europäische Siedlung in absehbarer Zeit doch nicht in Betracht kämen und bei denen auch Kollisionen mit den Grenzstaaten wegfielen. Die Frage ist aber, ob die Kosten nicht zu hoch würden und ob die Sträflinge dort entsprechend wertvolle Kulturarbeit zu leisten vermöchten. Nur in letzterem Falle würde die Frage überhaupt für den Kolonialpolitiker ein größeres Interesse haben. Eine solche Forderung hätte aber zur Voraussetzung, daß nicht eine kleine Gruppe ohne besondere wirtschaftliche Zukunft, sondern etwa eine der größeren Inseln des Bismarckarchipels für diesen Zweck gewählt würde.*)

b) Ackerbau.

Mit der Frage der Möglichkeit der Siedlung steht und fällt aber im großen und ganzen die Frage des Ackerbaubetriebs durch Weiße, der eine Masseneinwanderung zur Voraussetzung hat. Mit der Masseneinwanderung tritt von selbst eine Berufsteilung ein, um den verschiedenartigen Bedürfnissen des neuen Gemeinwesens Rechnung zu tragen. Selbst wenn ein größerer Teil der Einwanderer sich dem Landbau zuwenden würde, so würden noch genug Gewerbe- und Handeltreibende, Beamte usw. übrig bleiben, um den Landwirten ein ausreichendes Absatzgebiet zu gewährleisten. Nicht einmal den heimischen Gemüsen brauchten die An-

*) Siehe hierzu die in gleichem Verlage erschienene Broschüre: Treu, Max: Strafrecht, Strafvollzug und Deportation. 1905. 50 Pf.

siedler zu entsagen, da nach den überall angestellten Versuchen in den Gärten der Regierungs- und Missionsstationen, im Gouvernementsgarten zu Duala, im Botanischen Garten zu Victoria alle europäischen Gemüsearten, besonders Kohl, Karotten, Salat, Rettig, Radieschen, Bohnen, Gurken u. dgl. mit gutem Erfolg gezogen werden können. In der Umgebung von Windhuk in Südwestafrika gedeiht die Kartoffel ausgezeichnet.

In Kwai in Westusambara (Ostafrika) hat die Regierung schon vor Jahren eine Versuchstation angelegt, die dazu dienen sollte, festzustellen, ob und wie weit die westlich vom Luengera gelegenen Teile von Usambara für Ackerbau und Viehzucht geeignet wären. Auch der Versuchsgarten in Dar-es-Salam und der botanische Garten in Duala dienen ähnlichen Zwecken.

Für den Ackerbaubetrieb der Weißen würde es sich aber vornehmlich darum handeln, einige Produkte zu bauen, die für den Welthandel inbetracht kommen, also den Ansiedlern die Möglichkeit bieten würden, gute Geschäfte zu machen, selbst zu Wohlstand zu gelangen und der ganzen Kolonie zur Blüte zu verhelfen. In dieser Beziehung würden vielleicht für Ostafrika inbetracht kommen der Anbau von Weizen (schon von den Arabern eingeführt), Reis (bereits vereinzelt in Ujesuba, Uffagara und Ukami gebaut), Sesam (längst von den Eingeborenen als Handelsprodukt gezogen), Erdnüssen (zur Bereitung des statt Olivenöls immer mehr in Aufnahme kommenden Erdnußöls), Tabak (von den Eingeborenen für eigenen Bedarf vielerorts gepflanzt), Bananen, Hanf u. a. Für Südwestafrika: Kartoffeln, Obst (Pflirsche, Orangen, Feigen, Granatäpfel, Birnen, Kirschen, Äpfel, Datteln u. a.), Wein (Kaprebe), Getreide. Für Kamerun und Togo: Erdnüsse, Delpalmen, Kolabäume. Neu-Guinea: Tabak (den die Papua an vielen Orten in wechselnder Güte für ihren Bedarf bauen). Dabei ist zu bemerken, daß für Neu-Guinea natürlich in erster Linie Australien als Absatzgebiet würde ins Auge gefaßt werden müssen.

Überall aber wäre, wie gesagt, Massenansiedlung von Europäern Voraussetzung.

Wenn jedoch in Südwestafrika diese Bedingung auch sich leichter erfüllen ließe, als es tatsächlich der Fall ist, so würde, wie schon oben angedeutet, ein ausgedehnter Ackerbaubetrieb nur unter der weiteren Voraussetzung möglich sein, daß es gelingt, Wasser im Lande zu erschließen. Die Küstenstriche sind hinsichtlich der Feuchtigkeit fast völlig auf die nächtlichen Seenebel angewiesen; nur die Küsten des Damaralandes und des Kaokofeldes erhalten auch etwas Grundwasser, das von den Bergen des Innern niedersickert. Das Binnenland hat Regen und Grundwasser. Was den Regen anlangt, so nimmt die Menge der Niederschläge von Süden nach Norden und von Westen nach Osten zu. Der jährliche Regenfall schwankt nach den bisherigen Beobachtungen zwischen ca. 130 bis ca. 500 mm, ist also ziemlich gering. Für Windhuk wurde nach sechsjährigen Beobachtungen eine mittlere Niederschlagshöhe von 411 mm festgestellt. Die Regenverteilung nach den Jahren ist ferner äußerst ungleich; neben Jahren mit reichlichen Niederschlägen finden sich doch auch sehr trockene.

Die Grundwasserverhältnisse sind noch wenig bekannt und sollten genauer erforscht werden.

Das sind für den Betrieb der Landwirtschaft wenig günstige Verhältnisse, und es ist daher ein notwendiger Schluß, die Möglichkeit künstlicher Bewässerung ins Auge zu fassen. Nur wenn diese gelingt, kann an ausgedehnten Ackerbaubetrieb gedacht werden.

In dieser Beziehung bieten sich nun zwei Wege, die sich beide ergänzen und daher beide beschritten werden müssen. Man erbohre zunächst an möglichst vielen Stellen des Landes Brunnen. Das überaus rührige Kolonialwirtschaftliche Komitee zu Berlin hat in dieser Beziehung vielversprechende Anfänge gemacht. Seine Mittel sind aber beschränkt. Unendlich viel bleibt noch zu tun, und auch das Tempo sollte schneller sein.

Zur Bewässerung größerer Unbauflächen reicht das aber nicht aus. Schon bisher haben intelligente Ansiedler an verschiedenen Stellen größere oder kleinere Staüdämme aufgeführt, um das erforderliche Wasser in großen Staubecken aufspeichern zu können. Solche Anlagen sind indessen von den Bodenverhältnissen abhängig. Die Untersuchung des Landes durch Wasserbautechniker nach dieser Richtung hin hat nun ergeben, daß auch eine Anzahl großer Anlagen dieser Art ausgeführt werden könnte, durch welche sehr erhebliche Terrains dem Ackerbau erschlossen werden würden. Ein Projekt dieser Art, das eine Stelle in der Nähe von Windhuk bei Hatsamas ins Auge faßt und also gleichzeitig mit guten Absatzsichten zu rechnen hätte, liegt seit Jahren der Regierung vor; aber die erforderlichen Millionen sind bisher nicht aufzubringen gewesen.

Derartige Anlagen aber wie auch die vorerwähnten Brunnenbohrungen können von Privatunternehmern nicht geleistet werden; bei diesen für die allgemeine Entwicklung des Landes unbedingt erforderlichen Vorarbeiten muß vielmehr die Regierung, unterstützt von den theoretischen Kolonialinteressenten, mit ihren Mitteln eintreten.

Neben den Unbilden des Klimas ist die Landwirtschaft aber, in Südwestafrika wie in den übrigen Kolonien, den Gefahren vielfacher Schädlinge ausgesetzt. Bekannt sind z. B. die Verwüstungen, die durch ungeheure Schwärme gefräßiger Heuschrecken angerichtet werden können.

Alles zusammengenommen, kann wohl kein Zweifel daran sein, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen an ausgedehnten Ackerbaubetrieb seitens der Weißen in den Kolonien nicht gedacht werden kann. Auch in Südwestafrika sind erst langwierige und kostspielige Vorarbeiten erforderlich, um die Bedingungen für einen auch dann noch unter erschwerenden Verhältnissen zu betreibenden extensiven Ackerbau zu schaffen.

e) Die Viehzucht.

Wie oben erwähnt, wird Viehzucht in den meisten Schutzgebieten von den Eingeborenen getrieben. Aber nur erst in Südwestafrika haben die Europäer den Versuch gemacht, an diese Betätigung der Eingeborenen anzuknüpfen.

In Ostafrika sind hauptsächlich die jüngeren Vantu (Wadjagga, Wagogo, Warangi, Wanyaturu, Wambugwe, Wakagura, Wadigo, Wassegehu), die Vantu des Zwischenengebietes, sowie die Massai Viehzüchter. In Usaramo, Ukami und Khutu ist die Rinderzucht wegen der Tsetse-

fliege ausgeschlossen. Ein guter Viehstand ist in Usambara, Uffukuma, Unyamweji, Kilimatinde, Songea und im sog. abflußlosen Gebiet vorhanden.

Dies gibt einen Anhalt dafür, wo der Viehzuchtbetrieb der Europäer praktisch einzusetzen hat; doch ist zu berücksichtigen, daß auch sonst viele Gegenden nach den Feststellungen der Europäer für die Viehzucht geeignet sind, daß aber die Eingeborenen mancher Stämme von Hause aus mehr zum Landbau neigen (wie die meisten älteren Bantu) und daher die Viehzucht vernachlässigen.

Die Zucht würde sich hauptsächlich mit Rindern, Schafen, Eseln (für Zugzwecke) zu befassen haben. Versuche sind bisher nur in geringem Umfange von Europäern gemacht worden. Das Gouvernement hat in Bugu, eine Tagereise von Dar-es-Salam, eine Viehstation zur Kontrolle des aus dem Innern kommenden Viehes und zum Studium der Viehseuchen eingerichtet. Auch Eselzucht wird hier getrieben. Hier wäre ein gutes Feld für größere Unternehmungen. Auch die Straußenzucht dürfte gute Erträge liefern. Am Kilimandjaro ist bereits ein Unternehmen dieser Art im Gange, dem sich noch weitere zugesellen sollten.

In Kamerun züchten die Bakwiri im Gebirge eine kleine Rindart und große, glatthaarige Schafe. In Adamaua werden große, schöne Buckelrinder gehalten. Die Regierung hat in Buëa eine Zuchtstation mit Allgäuer Vieh angelegt, die gute Erfolge zu verzeichnen hat. In Adamaua werden aber Europäer ohne starken militärischen Schutz vorderhand nicht festen Fuß fassen können; vielleicht könnte jedoch im Anschluß an die Station in Garua ein Viehzuchtunternehmen arbeiten, dem gleichzeitig ein schöner Transportweg zu Schiffe den Benue hinunter zur Verfügung stände. An der Küste sollte sich eine Viehzuchtgesellschaft, die auf guten Absatz rechnen könnte, die Erfahrungen von Buëa zu Nutzen machen.

In Togo hat man bereits europäisches und marokkanisches Vieh eingeführt, um die einheimischen Rinder-, Schaf- und Schweinerassen zu verbessern. Die eingeborene Rinderrasse ist an der Küste klein, schwarz mit weißen Flecken, von gedrungenem Bau und ziemlich milchreich; in Adeli tritt hierzu noch eine größere Art, und auf der Hochebene wird vielfach ein dem Simmenthaler Schlage ähnliches Rind gehalten. Daneben kommt das von Salaga eingeführte Buckelrind vor. Schweine, eine kleine schwarze Art, finden sich nur an der Küste und im Gebirge. Schafe finden sich in drei verschiedenen Rassen:

- 1) klein, hochbeinig, langhaarig;
- 2) groß, kurzhaarig;
- 3) Wollschafe.

Die letzteren beiden kommen nur im Norden vor. Auf der Hochebene werden auch Pferde und Esel gezüchtet, die indessen im Gebirge und an der Küste bald eingehen.

Auch hier hätte eine Viehzuchtsgesellschaft wohl Aussicht auf Gedeihen. Sie müßte aber ihren Sitz auf der Hochebene haben und Rinder (der großen Art), Wollschafe, Pferde und Esel (die letzten beiden zum Export nach den Sudanstaaten) züchten.

Südwestafrika hat zwei einheimische Rinderrassen, das größere, kräftigere, hochbeinige Damara-Rind und das kleine Ambo-Rind. Die

Bastards haben das schöne Afrikander-Rind, das dem holländischen Schlage ähnelt, eingeführt und zur Veredlung dieser beiden Rassen benutzt. Sie geben wenig, in der Trockenzeit gar keine Milch. Schafe sind in drei einheimischen Fettschwanzrassen vertreten; aus dem Kaplande ist ein durch Merinokreuzung veredeltes Wollschaf eingeführt worden. Neben der kleinen Amboziege und der größeren Damaraziege (mit glattem Fell, krummer Nase, ohne Bart) ist auch durch den Landwirt Hermann (auf Kubub) die Angoraziege eingeführt worden. Zur Aufbesserung des minderwertigen, aus der Kapkolonie eingeführten Pferdmaterials hat die Regierung in Kauchas eine Zuchtstation eingerichtet. Die Schutztruppe hat Kamele für Transportzwecke eingeführt, die gut gedeihen. Auch Esel und Schweine werden mit ausgezeichnetem Erfolge gezüchtet.

Wie schon weiter oben gesagt, ist Südwestafrika diejenige unter unseren Kolonien, deren Zukunft in erster Linie — vielleicht neben Bergbau und Ackerbau — im Betriebe der Viehzucht gelegen ist. Der Export von Schlachtvieh nach dem übrigen Südafrika, nach dem Kongostaat usw., die Zucht von Wollschafen und Angoraziegen, sowie ferner auch von Pferden, Eseln, Kamelen und Schweinen versprechen nach den gemachten Erfahrungen lohnende Ergebnisse. Auch die im Kaplande seit langer Zeit betriebene Straußenzucht dürfte sich einträglich erweisen. Der jetzige Export hat schon einen Wert von ca. 80 000 Mk. Aber bis zum Ausbruch des Herero-Aufstandes war von deutschen Unternehmern wenig zur ernstlichen und umfangreichen Ausbeutung dieser geschäftlichen Möglichkeiten getan worden. Nur eine Schäfergesellschaft mit einem Kapital von 500 000 Mk. hatte im Jahre 1901 im Schutzgebiet mit ihren Arbeiten begonnen und eine kleine Anzahl Farmer sich in geringem Umfange mit Rinder- und Schafzucht befaßt. Im übrigen hatte man Vieh von den Eingeborenen eingehandelt und weiter verkauft.

Wenn man warten will, bis die Anzahl der ansässigen, viehzucht-treibenden Farmer groß genug ist, um eine ansehnliche Gesamtproduktion zu ergeben, die die Unterhaltung regelmäßiger Absatzverbindungen lohnt, so wird der Tag der wirtschaftlichen Blüte des Schutzgebietes noch in weiter Ferne liegen. Die Sache muß am anderen Ende angegriffen werden. Es müssen (möglichst unter zentraler Leitung) mehrere kapital-kräftige Gesellschaften ins Leben gerufen werden, eine für die Rindviehzucht, eine andere für die Wollschaf- und Angoraziegen- und eine dritte für die Pferde-, Esel- und Kamelzucht, eine vierte für die Schweinezucht, eine fünfte für die Straußenzucht usw. Diese unterhalten an passenden Stellen einen großen Zentralbetrieb und begründen von dort aus überall im Lande zahlreiche Zweigbetriebe, deren Produkte sie abzunehmen sich verpflichten und deren Leitern die Möglichkeit gewährt wird, ihren Betrieb nach einer gewissen Zeit als Eigentum zu erwerben, wobei die Regierung unterstützend eingzugreifen hätte. Ein solches Vorgehen im Verein mit der oben empfohlenen Siedlungspolitik würde die Entwicklung des Schutzgebietes unendlich fördern. Mit kleinen Mitteln aber ist nichts getan.

Es darf indessen nicht übersehen werden, daß in Südwestafrika viele Viehseuchen vorkommen, so bei den Rindern Lungenseuche, Milzbrand, Rauschbrand, bei den Schafen Milzbrand, Klauenseuche und Räude, bei

Pferden hauptsächlich die Sterbe (Perresiekte). Die Rinderpest im Frühjahr 1897 hat den großen Rinderherden der Herero, die auf 3—400 000 Stück geschätzt wurden, unendlichen Schaden getan. Doch gelang es schon damals, durch Impfung mit Kochscher Lymphe etwa 60—80 000 Rinder am Leben zu erhalten. Das Studium dieser Seuchen, von dem verdienten Marinestabsarzt Dr. Sander*) inaugurirt, ist seitdem unausgesetzt gefördert worden. Doch wäre es wünschenswert, daß in dieser Beziehung noch mehr geschähe, um diese Gefahr einer künftigen Entwicklung des Schutzgebietes beizeiten einzudämmen.

In Kiautschou fehlen Rinder, Schafe und Ziegen fast gänzlich, und es fragt sich, ob man nicht den Versuch machen sollte, diese Zuchten einzuführen. Das einheimische kleine, schwarze Schwein, für Europäer ungenießbar, bedarf dringend der Veredlung. Pferde, Esel und Maultiere (die letzteren werden bevorzugt) werden meist aus der Mongolei und Teilen der angrenzenden Gebiete von Schansi und Schensi eingeführt. Vielleicht könnte auch dieser Import durch eigene Produktion unter europäischer Initiative ersetzt werden. Doch sind diese Fragen bisher nicht auf die Möglichkeit der Ausführung hin genauer untersucht worden; ich möchte mich daher hier begnügen, die Anregung dazu gegeben zu haben. An sich sehe ich in den natürlichen Verhältnissen des Landes keine Hindernisse.

In Deutsch-Neuguinea sind alle Haustiere, mit Ausnahme der Schweine und Hunde, erst von den Europäern (der Neuguinea-Kompagnie) eingeführt worden. Die Schweinezucht wird in Stephansort und in Matupi von Chinesen mit großem Erfolg getrieben und ist weiterer Ausdehnung fähig. Rinder und Ziegen gedeihen nach den bisherigen Erfahrungen gut, werden aber von den großen Firmen und Missionen nur für den eigenen Bedarf gehalten. Größere Bestände von Rindern, z. T. in verwildertem Zustande, finden sich auf den Marianen. Da der Absatz nach Holländisch-Indien, Hinterindien, China, Japan, Australien wohl zu finden wäre, würde ein rationeller Betrieb der Rindviehzucht für eine ganze Reihe von Gesellschaften ein dankbares Arbeitsfeld bieten.

Auch Pferdezucht wird (mit Unterstützung der Regierung) von der Neu-Guinea-Kompagnie in Kaiser Wilhelmsland und von der Firma Forsyth auf der Gazelle-Halbinsel in mäßigem Umfange betrieben. Wie weit und mit welchen Aussichten dieselbe erweiterungsfähig ist, läßt sich auf Grund der bisherigen Erfahrungen noch nicht mit Bestimmtheit sagen.

Nur Schafe scheinen, wenigstens in dem feuchten Küstenklima, nicht zu gedeihen.

Die Versuche, Rindvieh und Schafe auf den Marshall-Inseln einzuführen, sind bisher fehlgeschlagen und haben auch in Zukunft keine Aussicht, da geeignete Futterkräuter fehlen.

Auf Samoa hat die „Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft“ Rinder, Pferde und Esel mit gutem Erfolge eingeführt. Ob an eine Vergrößerung des Betriebes oder die Begründung neuer Unternehmungen

*) Derselbe hat sich auch um die Bekämpfung der Heuschreckenplage verdient gemacht.

mit dem Ziel des Exports zu denken ist, muß die Zukunft lehren, scheint aber nicht ausgeschlossen.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß die Viehzucht in mehreren unserer Schutzgebiete gute Erfolge zu liefern verspricht, daß aber bisher wenig geschehen ist, um diese Aussichten geschäftlich zu verwerten.

d) Der Plantagenbau.

Die größten Hoffnungen — abgesehen von der Unterbringung der deutschen Auswanderung — hat man von vornherein, veranlaßt durch Englands und Hollands günstige Erfahrungen, in der Hinsicht auf die Kolonien gesetzt, daß man erwartete, die wertvollen kolonialen Genußmittel aus eigenen Schutzgebieten zu beziehen, für die man zurzeit 700—1000 Millionen alljährlich an das Ausland bezahlt, ja vielleicht mit dem Überschuß der Produktion auch noch andere Völker zu versorgen. Dazu kam der Wunsch, sich auch mit Bezug auf industrielle Rohstoffe wie Baumwolle vom Ausland unabhängig zu machen. Daher begann man denn auch unmittelbar nach der Erwerbung der Kolonien mit der Kultur von allerhand wertvollen Welthandelsprodukten wie Tabak, Baumwolle, Vanille usw. In Ostafrika und in der Südsee, wo kapitalkräftige Gesellschaften tätig waren (die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, die Ostafrikanische Plantagen-Gesellschaft, die Neu-Guinea-Kompagnie), wurden zuerst derartige Versuche ins Werk gesetzt, die zunächst nicht gerade sehr ermutigende Erfolge hatten. Der Tabak von Neuguinea sprach in Deutschland wenig an, noch weniger der ostafrikanische. Der Grund lag teils in der übergroßen Kraft des jungfräulichen Urwaldbodens, teils in unzuverlässiger Behandlung der reifen Pflanze seitens untüchtiger Beamten. Die Baumwolle zeigte in Ostafrika zu kurzen Stapel, in Neuguinea ergab sie bessere Resultate. Nur die Vanille fiel gut aus.

Der Tabakbau wurde daher in Ostafrika aufgegeben, in Neuguinea eingeschränkt. Dafür nahm man die Tabakkultur nunmehr in Kamerun auf, und zwar mit besserem Erfolge. Auch der Baumwollbau wurde zunächst vernachlässigt, dann aber wurde er (besonders durch die Bemühungen des Kolonialwirtschaftlichen Komitees), mit Rücksicht auf die ausgedehnten Baumwollkulturen der Eingeborenen im westlichen Sudan, in Togo eingeführt und auch in Ostafrika neu belebt, und die bisherigen Erfolge berechtigen zu guten Erwartungen.

Anstelle des aufgegebenen Tabakbaus trat in Ostafrika zunächst der Kaffeebau, der mit liberischen und arabischen Sorten versucht wurde und sich erfolgreich bewies. Daneben wurde der Kokospalme erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt, und hier wie besonders auch in Neuguinea wurden an vielen Stellen Pflanzungen angelegt. Dazu begann man im Anschluß an die bisherige, obwohl mit primitiveren Mitteln arbeitende Betriebsamkeit der Araber im unteren Bangani-Tale den Anbau von Zuckerrohr, und schließlich wurden an verschiedenen Stellen des Küstengebietes Agaven-Kulturen in Angriff genommen, beides vielversprechende Unternehmungen.

Inzwischen war in Kamerun die Kakao-Kultur emporgeblüht und ergab ein ausgezeichnetes Produkt, das erste in unsern Schutzgebieten, das

sich hinsichtlich der Qualität und des Preises die Gunst der deutschen Konsumenten ebenso errang, wie es die Plantagenbesitzer hinsichtlich der Rentabilität befriedigte. Auch mit der plantagenmäßigen Kultur von Kautschukpflanzen ist in Ostafrika begonnen worden. In Südwestafrika hat man ferner Versuche mit Sisal-Agaven gemacht. In Samoa schließlich hat die Kakao-Kultur, in Togo die Kaffee- und Kautschuk-Kultur ihren Einzug gehalten.

Das ist in großen Zügen der Weg, den die Erschließung unserer Kolonien durch Plantagenkulturen bisher genommen hat.

Wir betrachten nun die einzelnen Kolonien der Reihe nach.

In Deutsch-Ostafrika ist der Plantagenbetrieb bisher auf die Küste (Kokospalmen, Agaven, Kautschuk, Zuckerrohr, Vanille), und zwar hauptsächlich den nördlichen Teil derselben (Bezirke Tanga und Pangani), sowie in besonderem Umfange auf das wohlbewässerte und stark bewaldete Bergland Usambaras (hauptsächlich arabischer Kaffee) beschränkt.

Zur Unterstützung des Plantagenbaus hat die Regierung nicht nur eine Versuchsstation für Tropenkulturen in Usambara errichtet, sondern unterhält auch Versuchsplantagen in Mohoro und Usimbe, sowie einen Versuchsgarten in Dar-es-Salam.

Im Bezirk Tanga bestehen zurzeit folgende Plantagen:

An der Küste liegt die Pflanzung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft bei Muoa mit den beiden Vorwerken Totohovu und Jassini. Bis Ende 1898 waren dort bereits 250 000 Kokospalmen ausgepflanzt; in den Samenbeeten befanden sich Pflänzlinge in großer Anzahl. Auch die Schlunke'sche Pflanzung bei Potini (neuerdings von der Westdeutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft erworben) und die von Bülow'sche Pflanzung bei Mtambwe befassen sich nur mit der Kultur von Kokospalmen; die v. St. Paul'schen Pflanzungen in der nächsten Umgebung von Tanga kultivieren neben Kokospalmen besonders Kautschuk und auch Vanille. Eine Stunde westlich von Tanga liegt die große Kokosplantage Kiomoni, die der Westdeutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft gehört. Diese Gesellschaft pflegt jetzt, neben Kautschuk und Liberia-Kaffee, besonders die Agavenkultur. Eine weitere Agavenpflanzung hat H. Liebel $\frac{1}{2}$ Stunde von Tanga bei der Bahnstation Ngomeni angelegt.

In Bunderi, dem Vorlande Usambaras, arbeitet gleichfalls die bereits mehrmals genannte Westdeutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft bei Magrotto und auf der Plantage Schoeller bei Ngomeni. Dort wird arabischer (1900 etwa 1 Million Bäume) und hier Liberia-Kaffee gepflanzt.

In Handei (Ost-Usambara) wird ebenso wie in Westusambara fast nur Kaffee gebaut.

Arabischen Kaffee haben gepflanzt die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft in Derema, Nguelo, Herue (Hodeida-Kaffee) und Hor Mali usw., die Rheinische Handels- und Plantagen-Gesellschaft bei Ngambo, die Sigi-Pflanzungsgesellschaft bei Segoma, die Plantage Sr. Kgl. Hoheit des Prinzregenten Albrecht von Preußen bei Kwa Mforo, die Kaffeeplantage Sakarre Aktien-Gesellschaft bei Sakarre, die Herren Wiese & Wilkins bei Ambangulu und endlich

die Westdeutsche Handels- und Plantagengesellschaft im Mfoko-Tal.

Liberia-Kaffee tragen die Pflanzungen der Usambara-Kaffeebau-Gesellschaft in Buloa, der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Lungusa und der Gebrüder Mismahl in Ngua.

Soweit die Angaben zugänglich sind, dürften in Bondei und Usambara bereits etwa 2500 ha mit ca. 2 $\frac{1}{2}$ Millionen Kaffeebäumen besetzt sein, von denen der größte Teil bereits trägt.

Eine Einschränkung der hochliegenden Hoffnungen, die man anfänglich auf den Kaffeebau setzte, hat sich bald vollzogen, als unerwartet, vermutlich mit dem Kaffeesamen eingeschleppt, mehrere Schädlinge und Krankheiten (Wurzeltäfer, *hemileia vastatrix*) auftraten, durch welche viele Pflanzen vernichtet oder in ihrer Ertragsfähigkeit beeinträchtigt wurden. Doch weiß man sich heute dieser Schwierigkeiten zu erwehren.

Im Bezirk Pangani baut die Deutsch-Ostafrikanische Plantagengesellschaft Kokospalmen und etwas Kaffee in Buschirihof, sowie Liberia-Kaffee (über 500 000 Bäume) in Lewa und Agaven und etwas Tabak in Magila.

Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft baut in Kitogwe Muera Kokospalmen, Liberia-Kaffee (ca. 200 000 Bäume) und Sisalagaven.

Besonders wichtig sind in diesem Distrikt die Zuckerrohr-Pflanzungen der Araber und der Pangani-(Zucker-)gesellschaft. Schon seit langer Zeit bauten die Araber auf dem Alluviallande der Ufer des unteren Pangani (von Tschogwe bis zum sog. Teufelsfelsen) Zuckerrohr. Von dem zum Anbau geeigneten, periodisch überschwemmten Lande im Umfange von etwa 2000 ha hatten indessen die Araber kaum ein Drittel in Kultur genommen. Sie gewannen mit ihren primitiven Maschinen aus dem Zuckerrohr natürlich nur ein ziemlich minderwertiges Produkt.

Um diesen Betrieb zu vervollkommen und zu erweitern, begründete der leider zu früh verstorbene G. Meinecke, der sich auch um die Einführung der Kaffeekultur in Ostafrika hochverdient gemacht, aber in kolonialen Kreisen Undank geerntet hat, eine Gesellschaft, die eine moderne Zuckersfabrik am Pangani errichtete. Sie fabrizierte Zucker und Rum, beide von guter Qualität, konnte sich aber nicht halten, da sie zu teuer gebaut und daher Mangel an Betriebskapital hatte. Hier ist ein Platz für ein potentes Unternehmen. Auf die Möglichkeit weiterer Zuckerrohrpflanzungen sollte Ostafrika überhaupt genauer angesehen werden; die Eingeborenen pflanzen es noch an manchen Stellen.

Im Bezirk Bagamoyo wird hauptsächlich Vanille, gebaut und zwar von der Katholischen Mission bei Bagamoyo, in Mhonda und in Mrogoro, sowie von der L. & D. Hansing Mrima-Land- und Plantagengesellschaft in Kitopeni. In Mhonda und Mrogoro zieht die Mission ferner in geringem Umfange Kaffee, in der ersteren Pflanzung auch Tabak. Die Vanilleernten sind bisher sehr befriedigend ausgefallen.

In den Bezirken Dar-es-Salam und Lindi sind bisher wenig, im Innern des Schutzgebiets wegen des Mangels guter Verkehrsmittel überhaupt noch keine Pflanzungen angelegt. Die Agavenkultur auf der der

Rheinischen Handel-Plantagengesellschaft gehörigen Pflanzung Kurafini bei Dar-es-Salam ist als angeblich unrentabel eingestellt worden. In der Nähe von Mikindani besitzt Herr von Quast Anpflanzungen von Kokospalmen, Zuckerrohr, Kaffee und Bananen.

Faßt man alles zusammen, so ergibt sich, daß in Deutsch-Ostafrika die Kaffeekultur bisher am weitesten vorgeschritten ist, daneben steht die Kultur der Kokospalme. Von geringerer Bedeutung ist der Anbau der Vanille. Dagegen dürften Kautschuk, Zucker und besonders Sisalagaven eine große Zukunft haben. Ein abschließendes Urteil über den Baumwoll- und den Tabakbau ist noch nicht möglich. Dagegen sollten größere Versuche mit Kakao angestellt werden.

Deutsch-Südwestafrika.

Im tropischen Ambolande ist vermutlich Plantagenbau möglich. Vielleicht läßt sich Zuckerrohr an den Ufern des Kunene bauen, vielleicht liefern auch andere Tropenkulturen Erfolge. Das Land ist aber noch zu wenig erforscht und auch vorläufig noch nicht tatsächlich von den Deutschen in Besitz genommen, so daß die erforderliche Sicherheit von Leben und Eigentum den sehr zahlreichen und kriegerischen Eingeborenen gegenüber in keiner Weise gewährleistet ist. Es kommt daher zunächst für die wirtschaftliche Erschließungsarbeit noch nicht in Betracht.

Von den Produkten, die in Plantagenkulturen gewonnen werden, wird für das mittlere Südwestafrika vermutlich nur die Sisalagave in Frage kommen; alle anderen sind wegen des Klimas wie wegen der Bodenbeschaffenheit ausgeschlossen. Mit Sisalagaven sind bereits Versuche gemacht worden, die weitere Ausdehnung verdienen, da die Sisalkultur sehr lohnend ist.

Kamerun.

Die meisten Plantagenunternehmungen haben sich bisher an das Kamerungebirge angelehnt, das besonders am Süd- und Westabhang mit seinem verwitterten Lavaboden und den reichlichen Niederschlägen günstige Vorbedingungen bietet. Alles verfügbare Land ist hier seit langer Zeit vergeben.

Für den Plantagenbau in Kamerun hat sich die Anlage des Botanischen Gartens in Viktoria als sehr segensreich erwiesen. Unter wissenschaftlicher Leitung sind dort seit Jahren Versuche mit Kakao, Kaffee, Nelken, Kautschukbäumen, Vanille, Ingwer, Cardamom, Pfeffer u. a. angestellt worden, die ergeben haben, daß diese wertvollen Tropengewächse in der Kolonie ausgezeichnet gedeihen.

Die bestehenden Pflanzungen — die Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft „Victoria“, die Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft „Bibundi“, die Kamerun-Land- und Plantagengesellschaft „Esser-Döchelhäuser“, „Günther Soppo“ G. m. b. H., die Moliwe-Pflanzung u. a. — beschäftigen sich sämtlich in der Hauptsache mit dem Anbau von Kakao, dessen Kultur zunächst die größten Erfolge versprach. Bereits im Jahre 1899 waren auf ca. 2200 ha fast zwei Millionen Bäume unter Kultur, deren Zahl seitdem erheblich zugenommen hat.

Der Kaffeebau hat wieder aufgegeben werden müssen, da ein Wurzelkäfer die Pflanzen vernichtete.

Sonst ist nur noch (erst Surinam-, später Havana-) Tabak in größerem Umfange auf der Plantage Bibundi gezogen worden, dessen Qualität bei weitem die beste ist unter allen Tabaken, die bisher in den deutschen Kolonien gewonnen worden sind.

Die übrigen oben angeführten Gewächse sind plantagenmäßig noch nicht gebaut worden, was bald nachgeholt werden sollte.

Für Baumwolle ist die Küste zu feucht; die Hochländer des Innern sind aber sicher dafür geeignet. Doch ist hier noch nichts geschehen, da die Graslandvölker ungeberdig sind und der deutschen Herrschaft noch gar nicht oder nur unwillig folgen.

Togo.

Die Plantagen liegen sämtlich an der Küste und sind zum Teil, nach dem Muster der deutschen angelegt, im Besitz der Eingeborenen.

Der Anbau von Kakao und Tabak ist wegen der verhältnismäßigen Trockenheit des Klimas und der Härte des Bodens nicht gelungen. Dagegen haben die Versuche mit Baumwolle gute Ergebnisse geliefert, und es ist zu wünschen, daß die Kultur derselben von einer kapitalkräftigen Gesellschaft in großem Maßstabe in die Hand genommen wird.

Heute werden hauptsächlich Kaffee, Kokospalmen und Kautschukbäume gepflanzt. Bis 1899 waren ca. 98 000 Kaffeebäume, 95 000 Palmen und 21 000 Kautschukbäume (*Manihot Glaziovii*) angepflanzt worden. Alle drei Kulturen sind nach den gemachten Erfahrungen als aussichtsvoll zu betrachten und sollten weiter ausgedehnt werden.

Kiautschou

fällt durch sein Klima aus dem Rahmen der Tropenkulturen heraus. Das Bestreben der deutschen Verwaltung ist hauptsächlich auf Aufforstung gerichtet, da das Gebirge fast gänzlich entwaldet ist. In der Nähe von Tsingtau sind schon größere Strecken angeschont worden. Auch eine Versuchspflanzung zur Kultur einheimischer Obst- und Weinsorten hat die Regierung angelegt. Ob und wie weit hier Keime zu weiterer Entwicklung vorliegen, läßt sich zurzeit noch nicht sagen.

Neu-Guinea und die Marshall-Inseln.

Nachdem die anfänglich sehr gepflegte Tabak- und Baumwollkultur sich als minder rentabel erwiesen hat, wird erstere Pflanze nur noch in Stephansort und Zomba angebaut, während Baumwolle von der Neu-Guinea-Kompagnie auf Herbertshöhe und Stephansort, sowie von Frau Kolbe auf Kalum gepflanzt wird. In der Hauptsache hat man sich jetzt der Kultur der Kokospalme zugewandt, die von der N.-G.-K. in Friedrich Wilhelmshafen, Zomba, Stephansort, Seleu und Herbertshöhe, von Frau Kolbe auf Kalum, von Harnsheim & Co. auf Rabaul, von D. Mouton in Kinigunan, von Frau Parkinson in Maulapao, von der Herz-Jesu-Mission auf der Gazelle-Halbinsel u. a. eifrig und mit gutem Erfolge gepflegt wird.

Die N.-G.-K. hat übrigens auch kleinere Versuchspflanzungen von Kakao und Liberia-Kaffee angelegt, über welche die Akten noch nicht geschlossen sind; doch spricht die Wahrscheinlichkeit zu gunsten des Betriebes beider Kulturen im großen.

Im Vorübergehen mag auch der Anpflanzung von KAPOKbäumen gedacht werden, die die Kompagnie an verschiedenen Stellen des Schutzgebietes angelegt hat.

Auf den Marshall-Inseln wird lediglich die Kokospalme kultiviert. Neben den Pflanzungen der Jaluit-Gesellschaft (auf Kili und Udjelang) und von Capelle & Juggalls (auf Likiep) befinden sich auch zahlreiche größere und kleinere Plantagen im Besitz der Eingeborenen.

Samoa.

In der Hauptsache herrscht auch hier die Kokospalmenkultur vor. Die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee hat gegen 4000 ha Landes mit Palmen bepflanzt (Pflanzungen: Mulifanna, Bailele, Baitele, Utumapu usw.).

Baumwolle, Kakao, Kaffee und Thee sind bisher nur in kleinem Umfange angebaut worden, scheinen aber gute Aussichten zu bieten. Dies gilt besonders vom Kakao, für dessen Kultur in neuerer Zeit mehrere deutsche Gesellschaften begründet worden sind. Die nachstehende Tabelle läßt übersichtlich erkennen, welche Kulturen in den einzelnen Schutzgebieten von den Weißen bereits in Betrieb genommen worden sind, in welchem Umfange (sehr wenig, wenig, mittel, gut), und ob Aussicht auf weitere Ausdehnung gegeben ist.*)

	Ostafrika	Kamerun	Togo	Kaiser Wilhelms- Land	Bismarck- Archipel usw.	Samoa
Kokospalme .	gut	wenig	mittel	mittel	gut	gut
Kaffee . . .	gut	aufgegeben	mittel	versuchsweise	versuchsweise	wenig
Kakao . . .	sehr wenig	gut	—	—	versuchsweise	wenig
Tabak . . .	wenig	wenig	—	wenig	—	—
Vanille . .	wenig	sehr wenig	nicht versucht	—	—	—
Zucker . . .	wenig	—	—	—	—	—
Baumwolle .	sehr wenig	—	wenig	wenig	wenig	wenig
Kautschukbäume	sehr wenig	sehr wenig	wenig	—	—	—
Agaven . .	wenig	—	—	—	—	—

Im Jahre 1900 betrug der Wert der Ausfuhr dieser Plantagenprodukte aus allen Kolonien insgesamt bereits über 4 Millionen Mark, wovon allerdings gut Dreiviertel auf Kopra (getrockneten Kokosnußkern) kommen. In zweiter und dritter Linie — aber in weitem Abstände — stehen Kakao und Kaffee.

Heute mag der Gesamtwert dieser Ausfuhr schon wieder etwas gestiegen sein, da Kaffee und Kakao Mehrerträge gegeben haben. Bestimmte Ziffern für alle Schutzgebiete aus neuester Zeit sind schwer erhältlich. Nehmen wir an, daß die Ausfuhr jetzt schon einen Wert von 5 Millionen hat, so wird bereits der 140^{te} Teil des deutschen Konsums an Kolonialwaren aus den eigenen Kolonien gedeckt (von der Kopra abgesehen allerdings nur etwa der 350^{te} Teil).

*) In diesem Falle ist das Urteil fett gedruckt.

Wir haben aber gesehen, daß die Kulturen, die jetzt zur Ausfuhr beisteuern, beinahe überall erheblicher Ausdehnung fähig sind, daß nur ein kleiner Teil des für Plantagenbau geeigneten Landes bisher in Kultur genommen worden ist, und daß eine ganze Reihe aussichtsvoller Tropenkulturen sich noch im Stadium der Versuche befindet oder überhaupt noch der Aufmerksamkeit entgangen ist.

Wir können also mit voller Berechtigung sagen, daß der Plantagenbau in den deutschen Schutzgebieten große Hoffnungen für die Zukunft erweckt.

Um der Unparteilichkeit willen sei indessen nochmals zusammenfassend auch auf die schon früher behandelten Momente und einige neue hingewiesen, die der Entwicklung des Plantagenbaues Schwierigkeiten bereiten: Die Zurückhaltung des Kapitals, schlechte Verkehrsverhältnisse, Schwierigkeit der Arbeiterbeschaffung, hohe Arbeitslöhne, Schädlinge. Außerdem wird von den Interessenten häufig über die zu hohe Belastung mit Steuern und Zöllen geklagt. Mit Recht! Eine junge Entwicklung soll man pflegen und hätscheln, ihr Zeit lassen zu erstarken, aber nicht zu den vielen vorhandenen Schwierigkeiten neue gesellen. Jeder Fiskalismus wäre gerade hier am unrechten Platze.

Ferner ist hinsichtlich des Kaffees zu beachten, daß das Usambara-Produkt zwar von sehr guter Qualität, aber bei den hohen Unkosten auch ziemlich teuer ist. Freilich nicht teurer als Kaffee gleicher Qualität aus fremdländischen Produktionsstätten, aber doch so teuer, daß er für den Konsum der großen Masse ungeeignet ist. Da die erzeugten Mengen jetzt noch gering sind, so werden sie schlanke abgesetzt und haben auf den Weltmarktpreis des Kaffees keinen Einfluß. Sollte es aber dereinst zu einer Massenproduktion kommen, so besteht die Gefahr, daß die Kaffee-Kultur in Usambara unrentabel wird, da der unvermeidliche Preisdruck den hohen Produktionskosten gegenüber keinen Nutzen mehr lassen wird. Es ist also jetzt schon eine Aufgabe, des Schweißes der Edlen wert, darüber nachzudenken, wie diese Kosten verbilligt werden können, damit der Augenblick des Preissturzes nicht auf einmal den ganzen ostafrikanischen Kaffeebau ruiniert. Und was hier von Ostafrika gesagt ist, gilt von den übrigen Kaffee produzierenden Kolonien mutatis mutandis mit nicht geringerer Berechtigung.

e) Der Bergbau.

Um die Aussichten vollständig würdigen zu können, die sich hinsichtlich der Möglichkeit wertvoller Mineralfunde in unseren Kolonien eröffnen, würde es eigentlich erforderlich sein, die geologischen Verhältnisse derselben hier eingehender zu erörtern. Da das an dieser Stelle zu weit führen würde, so verweise ich dieserhalb auf die knappen, aber ausführlichen Darlegungen in meinem Buche „Die deutschen Schutzgebiete und ihr wirtschaftlicher Wert“ (Berlin 1905, A. Duncker). Hier mag es genügen, hervorzuheben, daß unsere Schutzgebiete fast sämtlich in ihrer Hauptmasse aus Granit und Gneis aufgebaut sind, mit Ausnahme der südlichen Togo-Gebirge, die aus Sandstein und Ton-schiefer jüngeren Alters bestehen, und der kleinen Atollgruppen der Südsee, die den Korallen ihr Dasein verdanken.

Für jeden Geologen liegt damit klar zutage, daß bei dieser For-

mation das Vorkommen wertvoller Mineralien nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern geradezu indiziert ist. Es sollte daher viel mehr, als es bisher geschehen ist, in den Schutzgebieten geschürft werden, unter Umständen von der Regierung, falls die Privatinitiative versagt.

Denn es handelt sich hier um ein Moment, das schneller und nachhaltiger als alle anderen auf die wirtschaftliche Entwicklung der Schutzgebiete in jeder Beziehung zu wirken geeignet ist.

Dazu kommt, daß die aprioristische Deduktion aus den Tatsachen des geologischen Aufbaus längst durch die Erfahrung, durch zahlreiche Mineralfunde in allen Kolonien, ihre Bestätigung und damit das obige compelle eine erhebliche Verstärkung erfahren hat.

In Ostafrika ist Gold — außer in geringen Mengen in Usambara — besonders im Uffiraguru-Gebirge am Emin Paschagolf, bei Ufchirombo und Uffongo, in Frangi, sowie (als Waschgold) im Hinterlande von Lindi gefunden worden. Die Fundstätten sind genauer untersucht und versprechen gute Ausbeute, sobald — eine Bahn dahin gebaut sein wird. Hier liegt offenbar auch ein Moment, weshalb trotz dieser aussichtsvollen Entdeckungen die Zahl der Gold-Prospektors im Lande nicht größer ist; sie haben keine Hoffnung, ihre Funde alsbald verwertet zu sehen. Ferner sollte die Regierung gerade den ersten Unternehmungen dieser Art nicht durch irgendwelchen Fiskalismus ihr Vorgehen erschweren; sie mag sich an späteren schadlos halten.

Auch die am Nyassa-See entdeckten und von Sachverständigen sehr hoch bewerteten Kohlenlager harren der Ausbeute, bis — eine Bahn gebaut sein wird.

Am Pongweberge und in Nordwest-Uluguru ist Glimmer gefunden worden und wird bereits ausgebeutet.

Graphit findet sich im Gneis von Uluguru und Ufami, Malachit in Frangi und südlich von Ujiji am Tanganjika-See.

Die losen Granaten von Namapusa sind schon früher erwähnt; doch finden sich auch große Mengen — schwerer gewinnbar — in dem harten Gneis von Ufami und Uffagara.

Eisen findet sich an den verschiedensten Stellen und in den verschiedensten Verbindungen, kommt aber bei der geringen Ergiebigkeit der bis jetzt ermittelten Fundstellen nur für den Bedarf der Eingeborenen in Betracht, die sich dieser Industrie hier und da auch bemächtigt haben.

Deutsch-Südwestafrika ist von vornherein hauptsächlich unter dem Gesichtswinkel der Möglichkeit lohnenden Minenbetriebs betrachtet worden. Schon vor der Besitzergreifung waren kleine Kupferminen von den Engländern betrieben worden, wie die Matchless-Mine und die Hope-Mine. Mit dem Einzug der Deutschen begann ein eifriges Suchen nach Gold. Bisher hat es sich aber nur in Nestern oder armen Gängen gefunden, jedoch an so zahlreichen Stellen, daß die Hoffnung auf weitere und bessere Funde berechtigt ist.

Die bisher aufgefundenen Kupfervorkommen in der Nähe der Küste lohnen den Abbau nicht; ergiebigere Fundstätten liegen im Otavi-Gebiet, können jedoch erst erschlossen werden, wenn — eine Bahn dahin gebaut sein wird.

Bei Bersaba wird auf Diamanten geschürft, Smaragde sind gefunden worden, in der Nähe von Windhut auch Silber in Verbindung mit Bleiglanz.

Schließlich hat man mächtige Marmorlager von vorzüglicher Qualität zwischen Othimbingwe und Ubib entdeckt, deren Ausbeute großen Gewinn verspricht.

In Kamerun ist noch wenig geschürft worden. Gold hat man am Abhange des Mangambahügels im Abolande gefunden, aber nirgends in abbauwürdiger Menge. Die Toneisensteinlager bei Dibongo und Edea am unteren Sanaga haben den bedeutenden Eisengehalt von 37% aufzuweisen. Da es aber an Kohle mangelt, können sie an Ort und Stelle nicht verhüttet werden, es sei denn, daß — eine Bahn gebaut würde.

In Togo ist bisher Graphit und Eisen gefunden, aber noch nicht ausgebeutet worden.

Über die Goldfunde in Kaiser Wilhelmsland, die dort von der Neu-Guinea-Kompagnie gemacht worden sind, weiß man noch nichts Näheres, insbesondere nicht, ob es sich um wirklich abbauwürdige Gänge handelt. Andere Mineralien sind weder hier noch im Bismarck-Archipel bisher in erheblicher Menge nachgewiesen worden, doch haben geologische oder bergmännische Untersuchungen bisher auch fast gar nicht stattgefunden. Ebenfowenig ist Samoa in dieser Beziehung bisher ausreichend durchforscht worden.

Dagegen birgt die Kolonie Kiautschou bedeutende Kohlenlager im Schoße der Erde. Die Kohlenfelder von Weihien, bereits durch eine Bahn mit der Küste verbunden, liefern eine vortreffliche Kohle, die von der Schantung-Bergbau-Gesellschaft ausgebeutet wird. Die Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft (mit einem Kapital von 54 Mill. Mark) wurde im Sommer 1899 gegründet.

Die derzeitigen Ergebnisse der bergmännischen Erforschung unserer Kolonien zeigt in kurzer Übersicht die folgende Tabelle*):

	Ostafrika	Südwestafrika	Kamerun	Togo	Kaiser Wilhelmsland, Bismarck-Archipel und Samoa	Kiautschou
Gold . .	abb.	nicht abb.	nicht abb.	—	Gold ist in Kaiser	—
Silber . .	—	abb.	—	—	Wilhelmsland ge-	—
Kupfer . .	—	abb.	—	—	funden; im übrigen	—
Eisen . .	nicht abb.	—	abb.	abb.	noch nicht erforscht	—
Kohle . .	abb.	—	—	—		wird abg.
Graphit .	—	—	—	nicht abb.		—
Diamanten	—	nicht abb.	—	—		—
Edelsteine .	w. abg.	nicht abb.	—	—		—
Marmor .	—	abb.	—	—		—
Stimmer .	wird abg.	—	—	—		—
Malachit .	abb. (?)	—	—	—		—

*) abb. = abbauwürdig; w. abg. = wird bereits abgebaut.

Hieraus, wie aus den vorhergehenden Darlegungen, erhellt einmal, daß unsere Kolonien noch ziemlich wenig bergmännisch erforscht sind. Ausgebeutet werden bisher nur Granaten, Glimmer in der Nähe der ostafrikanischen Küste und Kohle in Weichien, das Bahnverbindung zur Küste besitzt. Es könnten ferner mit gutem Erfolge abgebaut werden Gold, Kohle (und Malachit) in Ostafrika, Silber, Kupfer, Marmor in Südwestafrika, sowie Eisen in Kamerun und Togo, wenn eine Eisenbahnverbindung zur Küste geschaffen würde. Dies ist leider bisher nur für die Kupferlager im Tavi-Gebiet und die Eisenlager in Togo in Aussicht.

f) Der Handel.

Soweit die Ausfuhr der Kolonien in Betracht kommt, ist dieselbe im Wesentlichen bereits in den Abschnitten über die Urproduktion, die Produktion der Eingeborenen und die Produktion der Weißen nach ihren Hauptbestandteilen eingehend erörtert worden.

Der Wert der gesamten Ausfuhr sei hier nochmals übersichtlich vorgeführt (1899/1900):

	1000 M.		1000 M.
Deutsch-Ostafrika	3 000	Kiautschou	240*)
Deutsch-Südwestafrika	1 400	Neu-Guinea	1 100
Kamerun	4 600	Marshall-Inseln	500
Togo	2 600	Samoa	1 500
	11 600		3 340
			11 600
			14 940

*) Umfaßt nur die Ausfuhr nach Deutschland.

Die Gesamtausfuhr der deutschen Schutzgebiete erreicht also bisher kaum den Wert von 15 Millionen Mark, ist aber, wie die früheren Abschnitte dargetan haben, starker und andauernder Steigerung fähig, wenn es gelingt, die Produktion der Eingeborenen zu heben, die Schutzgebiete (bes. Südwestafrika) zu besiedeln und damit den Ackerbaubetrieb durch Weiße zu ermöglichen, Viehzucht rationell und in großem Umfange zu betreiben, den Minenbetrieb auszubreiten und durch vermehrte Plantagenkulturen größere Mengen wertvoller Tropenprodukte zu gewinnen.

Da die Erfüllung dieser Vorbedingungen für eine weitere Erhöhung der Ausfuhr indessen, wie die bisherigen Ausführungen gleichfalls haben erkennen lassen, erst von einer vielleicht nicht sehr naheliegenden Zukunft zu erwarten ist, die Ausbeutung vorhandener Werte der Urproduktion (nach Abschnitt III) ferner einer besonderen Steigerung kaum fähig sein dürfte, so wird die Ausfuhr der Kolonien in der nächsten Zeit sich aller Wahrscheinlichkeit nach auf der bisherigen Höhe erhalten, eine erhebliche Steigerung jedenfalls nicht aufzuweisen haben. Mit dieser Tatsache haben wir uns abzufinden.

Was nun die Einfuhr anlangt, so sind die darüber veröffentlichten Statistiken mit großer Vorsicht zu lesen, wenn man ein zutreffendes Bild von der wirtschaftspolitischen Tragweite des Imports erhalten will.

Die amtlichen Berichte trennen natürlich nicht, was eingeführt wird

- a) für die im Lande aufhältlichen Militärs, Beamten usw.,
- b) für die dauernd ansässigen Weißen,
- c) für die Eingeborenen.

Ferner lassen sie die Einfuhrgüter mit erscheinen, die für Regierungsmaßnahmen, Bauten aller Art, Expeditionen, Kriege u. dgl. erforderlich sind. Auf diese Weise wird z. B. die Einfuhr von Deutsch-Südwestafrika während des Herero-Krieges sehr stattliche Zahlen aufzuweisen haben.

Wenn man den wirtschaftlichen Wert einer Kolonie ermessen will, interessiert aber nur derjenige Teil der Einfuhr, der durch die gewöhnliche und regelmäßige Aufnahmefähigkeit des Landes herangezogen wird. Ja, streng genommen, auch dieser Teil wieder nur soweit, als dadurch das Nationalvermögen des Mutterlandes vermehrt wird.

Insofern kommt für uns hier nur die Einfuhr in Betracht, die für die dauernd ansässigen Weißen und für die Eingeborenen unter normalen Verhältnissen bestimmt ist.

Wie groß aber der Anteil der Regierungsgüter und der für Militärs und Beamte berechneten Einfuhr sein mag, darüber sind aus der Statistik nur Mutmaßungen herzuleiten. Es ist daher ein beliebter Trick der Kolonialgegner in der Presse und im Reichstag, diesen Anteil als bei weitem überwiegend hinzustellen und so den volkswirtschaftlichen Wert der Kolonien herabzusetzen.

Die Zahl der in den Schutzgebieten dauernd ansässigen Weißen ist aber — abgesehen von Südwestafrika — zurzeit noch so gering, und der für sie bestimmte Import fällt daher so wenig ins Gewicht, daß es uns hier hauptsächlich darauf ankommen muß, zu ermitteln, wie groß der Anteil der Eingeborenen an dem Konsum der eingeführten Güter sein mag.

Von der ostafrikanischen Einfuhr kann man unbedenklich dazu rechnen die Posten für Baumwollwaren, Messing- und Kupferwaren, Glaswaren, Reis, Getreide, Zucker und einen erheblichen Anteil an den Posten für Eisenwaren, Spirituosen und Verzehrungsgegenständen. Das ergibt für Ostafrika (1899) eine Summe von etwa 8¹/₂ Millionen Mark gegen eine Gesamteinfuhr im Werte von 10¹/₂ Millionen. Schon hieraus ist deutlich ersichtlich, wie wenig der oben erwähnte Trick der kolonialen Opposition auf tatsächlicher Unterlage beruht.

Nach denselben Grundsätzen sind die (runden) Ziffern der folgenden Tabelle ermittelt:

	Gesamt- Einfuhr 1000 M.	Anteil der Ein- geborenen 1000 M.		Gesamt- Einfuhr 1000 M.	Anteil der Ein- geborenen 1000 M.
Deutsch-Ostafrika . . .	10 500	8 500	Neu-Guinea	1 600	1 000
Deutsch-Südwestafrika	10 000	6 500*)	Marshall-Inseln . . .	500	400
Kamerun	9 500	6 000	Samoa	?	?
Togo	3 500	2 500	Kiautschou	3 000**)	?
	33 500	23 500		5 100?	1 400?

*) Einschließlich des Bedarfs für die dauernd ansässigen Weißen, die ja hier zahlreicher sind.
**) Wert der Gesamteinfuhr von Waren fremden Ursprungs über Tsingtau (Durchgangshandel).

Der Gesamtwert der Einfuhr beträgt danach etwa 35—39 Millionen Mark. Davon sind etwa 25 Millionen für die Eingeborenen (z. T. auch die ansässigen Weißen) bestimmt. Das macht auf den Kopf der Bevölkerung etwas über zwei Mark, eine ziemlich geringe Summe, die unser Urteil über die Kauflust und Kaufkraft der Eingeborenen zu bestätigen geeignet ist. Allerdings muß dabei gerechterweise hervorgehoben werden, daß nur erst mit einem Teile der Bevölkerung Handelsbeziehungen haben angeknüpft werden können.

Andererseits darf indessen bei weitem nicht die ganze Summe von 25 Millionen zugunsten des deutschen Handelskontos gebucht werden. An der ostafrikanischen Einfuhr partizipieren z. B. Indien, England, an der für die Marshall-Inseln beispielsweise England, Australien, Nordamerika, China (zuf. $\frac{1}{5}$ der Einfuhr), an der samoanischen Australien, England, Nordamerika usw. Wie hoch dieser fremdländische Anteil zu veranschlagen ist, entzieht sich der genauen Feststellung; jedenfalls wird er ein Viertel der Einfuhr nicht übersteigen.

Es fragt sich nun, ob und in welchem Tempo die Einfuhr unserer Schutzgebiete gesteigert werden kann. Die erste Frage ist unbedingt zu bejahen, und zwar unter folgenden Voraussetzungen:

- a) extensive Ausdehnung des Handels durch Verbesserung der Verkehrsmittel (Eisenbahnen!);
- b) intensive Ausdehnung des Handels
 1. durch Hebung der Kauflust der Eingeborenen, indem man sie zivilisiert,
 2. durch Hebung der Kaufkraft der Eingeborenen, indem sie zu einer Steigerung ihrer Produktion veranlaßt werden;
- c) ausgedehnte Ansiedelung von Weißen und, im Zusammenhange damit
- d) vermehrter Betrieb des Ackerbaus;
- e) Vermehrung und Ausdehnung des Viehzucht-, Minen- und Plantagenbetriebs.

Aus diesen Voraussetzungen ergibt sich schon von selbst der Schluß auf das Tempo. Es sind fast die gleichen Momente, auf denen die Möglichkeit einer Steigerung der Ausfuhr beruht. Es sind die Leitsätze unserer kolonialen Wirtschaftspolitik überhaupt.

VI. Was sollen wir also tun? Ein Kolonialprogramm.

A. Einleitung.

Die folgenden Vorschläge, die in ihrer Gesamtheit ein Programm für die künftige Gestaltung unserer Kolonialpolitik in allen ihren Beziehungen darstellen, sind hier kurz, ohne ausführliche Begründung, aneinandergereiht, um die Übersichtlichkeit nicht zu gefährden. Was zu ihrem Verständnis notwendig ist, haben wir in den vorausgehenden fünf Abschnitten meist schon auseinandergesetzt.

Was unsere Kolonien heute wirtschaftlich wert sind, haben unsere obigen Untersuchungen zur Evidenz erwiesen. Es ist wahr, wir haben kein Indien erworben. Die paraten Werte, die ohne Mühe durch

Leichte Ausbeute zu gewinnen wären, sind unbedeutend, die Produktion der Eingeborenen nicht sehr erheblich, die Produktion und der Handel der Weißen halten sich bisher in sehr mäßigem Umfange und haben zudem mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Der Siedelung eröffnen sich zurzeit noch keine besonders hervorragenden Aussichten. Aber daß alle diese Verhältnisse in erheblichem Maße entwicklungsfähig sind, ist gleichfalls dargetan worden, und die Leitsätze am Schluß des V. Abschnitts haben im allgemeinen die Richtung aufgewiesen, die diese Entwicklung zu nehmen haben wird.

Messen wir ferner den Nutzen, den die Schutzgebiete uns heute bereits gewähren, an den Zwecken, um deretwillen wir sie erworben (s. Einleitung) haben, so ist das Ergebnis zurzeit ja noch wenig günstig; unsere Untersuchung hat aber gezeigt, daß die Kolonien fähig sind, in die von ihnen verlangte Rolle unter gehöriger Pflege hineinzuwachsen und sie zum größten Teile auszufüllen. Das kann uns vollauf genügen, um die begonnene deutsche Kolonialpolitik durchzuführen, das Erworbene mit zäher Kraft festzuhalten und mit frohem Mute bis zur Zeit der Erfüllung die finanziellen Opfer zu leisten, die zur wirtschaftlichen Erschließung der Kolonien notwendig sind.

Ob freilich auch bei günstigster sonstiger Entwicklung die deutsche Auswanderung jemals zum größeren Teile in die eigenen Schutzgebiete wird abfließen können, bleibt mehr als zweifelhaft. Es wird die Aufgabe einer weiteren Untersuchung sein, nachzuweisen, wie für diese im wesentlichen unerfüllt bleibende Forderung unserer Kolonialpolitik auf anderem Wege Befriedigung geschaffen werden kann.*)

B. Vorschläge allgemeinen Charakters, das Mutterland betreffend.

1. Das deutsche Volk und die Kolonien.

Wir sind ein Kolonialvolk den Fähigkeiten nach, aber wir haben noch nicht den Mut, es zu sein. Und der Mut fehlt dem deutschen Volke, weil es mit kolonialen Dingen noch zu wenig vertraut ist. Noch besitzt es weder Kenntnisse noch Erfahrungen auf diesem Gebiete. Die Generation, die die deutsche Kolonialpolitik hat entstehen sehen, wird auch nicht mehr so völlig durchtränkt werden von kolonialem Geiste, wie es für die erfolgreiche Durchführung derselben notwendig ist. Unsere Hoffnung ist das junge Geschlecht!

In den Schulen schon muß der Nachwuchs des deutschen Volkes möglichst eingehenden Unterricht empfangen über die Eigenart der deutschen Schutzgebiete. Die Erwachsenen müssen durch organisierte Aufklärung vermittels der Presse, öffentliche Vorträge u. dgl. auf der in den Schulen gelegten Grundlage weiter gebildet werden. Unendlich viel ist hier noch zu tun. Es ist das eigentliche Arbeitsfeld der deutschen Kolonialgesellschaft zu Berlin, die in dieser Beziehung Bedeutendes geleistet hat, aber doch noch nicht einmal sagen kann, daß sie

*) Vergleiche das später in gleicher Sammlung erscheinende Heftchen desselben Verfassers über die „Auswanderung“.

ihre 30 000 Mitglieder auch nur zum größeren Teil informiert, geschweige denn, daß sie sie mit kolonialpolitischem Geist durchtränkt habe. Im eigenen Schoße — in dem engen Kreise der Gebildeten und Wohlhabenden, die infolge ihrer allgemeinpolitischen Stellung, gar oft ohne eigene Überzeugung, der kolonialen Fahne folgen — harrt ihrer noch Arbeit genug, und darüber hinaus ist die große Masse des Volkes von ihrer aufklärenden Arbeit noch kaum berührt worden.

Nur wenn das deutsche Volk unablässig, gründlich und zuverlässig über die Schutzgebiete und ihre Aussichten, sowie über Zweck und Wesen der Kolonialpolitik Belehrung empfängt und in sich aufnimmt, wird es allmählich dahin gelangen, allgemein einzusehen und als selbstverständlich zu empfinden, daß koloniale Unternehmungen gewöhnlich viel Zeit zum Reifen brauchen, es wird williger werden, die erforderlichen Opfer zu bringen und sich selbst an kolonialen Unternehmungen zu beteiligen, und es wird seine Vertreter, die es in den Reichstag entsendet, eines Tages auch nach ihrer Stellung zur Kolonialpolitik fragen und ihnen seine Stimme verweigern, wenn sich Unkenntnis und Gleichgültigkeit bei ihnen zeigen.

2. Der Reichstag und die Kolonien.

Die Mitglieder des Reichstages sollten es sich zum großen Teil angelegen sein lassen, auch ohne Anregung von außen, sich eingehender über einen Teil unserer Weltpolitik zu unterrichten, der dem Mutterland alljährlich so erhebliche Opfer auferlegt. Dies gilt nicht nur von den Parteien, die der Kolonialpolitik grundsätzlich ablehnend gegenüberstehen, sondern auch von denen, die heute mit der Regierung „mitgehen“. Gelegentlich der Kolonialdebatten — es hilft nichts, es mit dem Mantel der christlichen Liebe zu bedecken — zeigt sich leider bei den meisten Rednern ein so betrübendes Maß von Unkenntnis in den Dingen, über die verhandelt wird, daß man nicht weiß, wie diese Abgeordneten vor ihren Wählern bestehen wollten, wenn diese eben selbst besser unterrichtet wären und überhaupt danach fragten.

Ohne gute Information der Mehrheit des Reichstags in kolonialen Dingen ist eine aktive, erfolgverheißende Kolonialpolitik nicht möglich. Die besten Absichten und die kräftigste Initiative der Regierung müssen an der bestehenden Unkenntnis und den daraus fließenden Vorurteilen zerschellen, — wenn sie sich unter solchen Umständen überhaupt hervorwagen.

Die Regierung selbst sollte daher Bedacht darauf nehmen, einen Weg zu suchen, um in geeigneter Weise für allmähliche bessere Information der Reichstagsmitglieder zu sorgen.

3. Die Regierung und die Kolonien.

Die moderne Kolonialpolitik teilt der Regierung eine andere Rolle zu als in früheren Zeiten. Sie kann sich heute nicht mehr damit begnügen, internationalen Schutz zu gewähren und Steuern einzuziehen, vielmehr fällt ihr heute nicht nur die gesamte Verwaltung, — auch wirtschaftliche Aufgaben mannigfaltigster Art fallen ihr zu. Im Banne der Tradition versuchte zwar die deutsche Regierung zu Anfang der

Kolonialpolitik die Wege der Vergangenheit zu beschreiten, der Privatinitiative alles zu überlassen und gewissermaßen über den Wasser zu schweben. Die Erfahrung hat schnell einen Umschwung herbeigeführt; überall sind die an Privatgesellschaften früher übertragenen Hoheitsrechte zurückgenommen worden, überall hat das Reich selbst die Verwaltung übernommen (mit teilweiser Ausnahme der Marshall-Inseln), überall sehen wir die Regierung auch mit der Lösung wirtschaftlicher Aufgaben beschäftigt.

Das Maß wirtschaftlicher Tätigkeit, das der Regierung aufgebürdet werden muß, läßt sich im allgemeinen dadurch umschreiben, daß — in dieser ersten Periode der Erschließung wenigstens — die Regierung für die mangelnden wirtschaftlichen Grundlagen der Entwicklung zu sorgen hat. Dahin gehören: Die wissenschaftliche und wirtschaftliche Erforschung der Kolonien in jeder Beziehung, Schaffung und Verbesserung hygienischer Einrichtungen jeder Art, Studium und Bekämpfung der endemischen Krankheiten und Viehseuchen, Verbesserung der Verkehrsverhältnisse (Hafenbau, Wegebau, Eisenbahnbau, Stromregulierungen, Post- und Telegraphen-Anlagen u. dgl.), Errichtung und Unterhaltung von Versuchsstationen und Entsendung von Spezialmissionen für Viehzucht, Ackerbau und Plantagenbau, bergmännische Untersuchung des Landes, die Ansiedlung von Europäern und schließlich — in den nächsten 20 Jahren möglichste Zurückstellung fiskalischer Erwägungen.

Diese Aufgaben in Verbindung mit denen der Verwaltung können allerdings von einer bloßen Abteilung des Auswärtigen Amtes nicht geleistet werden; weder ihre Stellung noch ihre Arbeitskräfte reichen dazu aus. Ein eigenes Reichsamt für die Kolonien sollte möglichst bald ins Leben treten. Das von der Regierung geplante Unterstaatssekretariat bildet hoffentlich einen schnellen Uebergang dazu. Es ist selbstverständlich, daß dann auch die Kolonie Kiautschou der Verwaltung dieses Reichsamtes unterstellt werden muß.

Auch der Kolonialrat bedarf der Reform. Man schaffe eine an sich völlig berechtigte und notwendige reine Interessenvertretung. Die paar Vertreter des kolonialen Allgemeinwohls (wenn der Ausdruck erlaubt ist) können doch nicht gegen die weit überwiegende Mehrzahl der materiell Interessierten aufkommen. Die Regierung, vom Kolonialrat völlig unabhängig, ist ja ohnehin die berufene Vertreterin der allgemeinen Interessen. Man weiß dann wenigstens, daß die Boten des Kolonialrats die Ansichten der engen, speziell interessierten Kreise darstellen, und die öffentliche Meinung wird vor dem jetzt meistens gehegten Irrtum bewahrt, als ob der Kolonialrat das öffentliche Interesse in kolonialen Angelegenheiten wahrzunehmen bestimmt oder geeignet sein könne.

4. Das Kapital und die Kolonien.

Das spröde Kapital muß gewonnen, und da es, wo willig, doch kolonialen Dingen gegenüber unerfahren und ungeschickt ist und daher schwer aus eigener Initiative an koloniale Unternehmungen herangeht, so müssen solche Unternehmungen im Stadium wohl vorbe-

reiteter Pläne an das Kapital von autoritativer Seite herangebracht werden.

Koloniale Unternehmungen mit guten Aussichten auf baldigen Erfolg sind heute zu Hunderten möglich; wenn das Kapital sich ihrer bemächtigte, wären die Kolonien mit einem Ruck ein erhebliches Stück in ihrer Entwicklung vorangebracht. Vergeblich habe ich i. Zt. die Deutsche Kolonialgesellschaft dazu zu bewegen gesucht, in dieser Beziehung die Initiative zu ergreifen. Die Verantwortung ist freilich nicht gering; aber alle weitgreifenden und wichtigen volkswirtschaftlichen Maßnahmen legen große Verantwortung auf. Jetzt hat sich das Kolonialwirtschaftliche Komitee durch seine wohlertwogenen und geschickt durchgeführten Arbeiten zur Vorbereitung der wirtschaftlichen Erschließung der Schutzgebiete genügendes Vertrauen in der Öffentlichkeit errungen, um vielleicht dieser Aufgabe, für die es durch seine sonstige Tätigkeit besonders befähigt erscheint, seinerseits näher zu treten. Inzwischen habe ich selbst eine „Zentralstelle zur Vorbereitung deutsch-kolonialer Unternehmungen“ ins Leben gerufen.

Das Kolonialwirtschaftliche Komitee erscheint auch als die geeignete Stelle, von der aus der Plan einer Kolonialbank, eines für die fernere Entwicklung der Kolonien unentbehrlichen Instituts, verwirklicht werden könnte. Der beste Angriffspunkt für das Projekt scheint mir der Bankkonzern zu sein, der sich gelegentlich des Planes der Wrogorobahn gebildet hatte. Ueber diesen Gegenstand werde ich demnächst in einer besonderen Schrift ausführlich handeln.

Ferner ist es an der Zeit, die gerade in Kreisen mit hoher nationaler Gefühlsspannung gehegte, ganz ungerechtfertigte Scheu vor der Zulassung fremden (insonderheit englischen) Kapitals in den Kolonien abzulegen. Die Pionierarbeiten sind mit dem größten Risiko verbunden; warum will man aus grundloser Anglophobie, also in unklarer und für uns beschämender Gefühlspolitik, die Möglichkeit, dies Risiko auf fremde Schultern abzuwälzen, ungenützt lassen?!

In unserm sozial angehauchten Zeitalter macht sich auch gegen die überwiegende Begünstigung des Großkapitals seitens der Regierung („Konzessionspolitik“) eine starke Strömung in kolonialen Kreisen bemerkbar. Nur das Großkapital ist aber zu derartigen weitausschauenden Aufgaben mit hohem Risiko und langfristiger Rentabilität befähigt, und man sollte es unterlassen, unter den ohnehin schwierigen Verhältnissen in den Schutzgebieten soziale Ideale verwirklichen zu wollen, die auch im Mutterlande noch weit von der Erfüllung entfernt sind.

In einem Punkte freilich sollte man dieser Strömung nachgeben und hat es zum Teil schon getan. Die Höhe des Mindestanteils kann bekanntlich bei den Kolonialgesellschaften (im Sinne des Gesetzes) bedeutend niedriger sein als es sonst das Aktiengesetz vorschreibt. Man sollte aber ruhig nach dem Vorbilde von England soweit gehen, die Pfund-Shares (20 Mark-Anteile) zuzulassen und so auch dem kleinen Mann die Beteiligung an kolonialen Unternehmungen zu ermöglichen. Daß man damit die „Spielwut entfesseln“ und „die Spargroschen der Armen einem unzulässigen Risiko aussetzen“ könne, ist ein unhaltbarer Einwurf in einem Lande, das öffentliche Lotterien zuläßt und selbst veranstaltet.

5. Die Wissenschaft und die Kolonien.

Wie die Praxis am sichersten, schnellsten und billigsten fährt, wenn sie auf zuverlässiger wissenschaftlicher Grundlage vorgeht, so wird auch die wirtschaftliche Erschließung der Kolonien Fehlschläge am ehesten da vermeiden, wo die Wissenschaft ihr vorher in möglichst weitem Umfange Aufklärung verschafft hat. Die Wissenschaft sollte daher, reichlich unterstützt von der Regierung und Privaten, unablässig bemüht sein, Land und Leute, die natürlichen Bedingungen der wirtschaftlichen Entwicklung, die endemischen Krankheiten von Mensch und Tier zu studieren und die Ergebnisse ihrer Forschungen den Praktikern zugänglich zu machen. Geld und Zeit würden dadurch gespart und Mißerfolge vermieden werden.

Wenn das Kolonialwirtschaftliche Komitee und andere dem gegenüber hauptsächlich den Standpunkt des Praktikers vertreten, dem Probieren über Studieren geht, so haben sie damit natürlich auch wieder nicht ganz unrecht.

Die wissenschaftliche Forschung zeitigt ihre Ergebnisse oft erst in langer Zeit, und die Anwendung auf die Praxis ist dann auch noch meist nicht leicht gegeben. Der Praktiker, der dem Problem durch den frischen Versuch zu Leibe geht, hat die Chance, durch glückliche Intuition sofort das Rechte zu finden oder wenigstens nicht weit daneben zu schießen. Gelingt ihm das, so hat er recht. Und da er für manche seiner Aufgaben starke Analogien in der Heimat und Anhaltspunkte in den praktischen Erfahrungen anderer Kolonialvölker findet, so erhöht sich dadurch die Möglichkeit einer schnelleren Lösung durch den praktischen Versuch. Besonders hat das Kolonialwirtschaftliche Komitee sehr wohl daran getan, sich an den Errungenschaften fremder Kolonien durch Entsendung geeigneter Experten Rats zu erholen und darauf seine Versuche zu gründen.

Ich möchte bei Leibe nicht, daß das Komitee von seiner bisherigen Arbeitsmethode abweiche, die eine notwendige Ergänzung der wissenschaftlichen Forschungen ist, und der man im übrigen auch nachsagen muß, daß sie im allgemeinen — trotz ihrer sehr umfassenden, praktischen Richtung — gewissenhaft die bis dahin gewonnenen Resultate der Wissenschaft zu verwerten sucht. Von ihm ist denn auch die wertvolle Anregung ausgegangen, die verschiedenen Zweige wissenschaftlicher Erforschung der Kolonien an den neuen botanischen Garten zu Dahlem bei Berlin zentralisierend anzugliedern.

Die Männer der Wissenschaft, die mit den Kolonien in irgend einer Beziehung sich beschäftigen — und ihrer ist bereits eine stattliche Zahl —, sollten auch ihrerseits sich zu einer Organisation zusammenschließen und von dort aus mit den Praktikern Fühlung nehmen und in ständigem Austausch von gegenseitigen Anregungen bleiben. Die Förderung, die unsere Schutzgebiete davon erfahren würden, ist gar nicht hoch genug zu veranschlagen.

6. Die Mission und die Kolonien.

Abgesehen von der ursprünglichen und eigentlichen Aufgabe der Mission leistet sie durch ihre Tätigkeit dem Staat indirekt so große Dienste, daß man dringend eine stärkere Unterstützung der in den

Schutzgebieten tätigen Missionsgesellschaften befürworten muß. Die wenigen Vergünstigungen, die bisher für dieselben vorgesehen sind, stehen in keinem Verhältnis zu den großen Vorteilen, die die Schutzgebiete aus ihrer Tätigkeit dereinst ziehen werden. Die Mission ist es in erster Linie, die den Eingeborenen sittlich erzieht, seine Kenntnisse erweitert, ihn zur Arbeit anhält und dadurch das Niveau seiner geistigen und materiellen Kultur hinaufschraubt. Er erwirbt infolgedessen auch Vermögen und fühlt die Bedürfnisse der Kultur: er kann kaufen und will kaufen.

Wir haben daher — abgesehen von unserer sittlichen Verpflichtung als christlicher Kulturstaat — auch materiell das größte Interesse daran, daß die Mission in den Stand gesetzt werde, ihre Arbeiten viel weiter auszudehnen und viel intensiver zu betreiben, als es bisher der Fall gewesen ist. In den Schutzgebieten arbeiten bisher 16 evangelische und 12 katholische Missionsgesellschaften; aber ihre finanziellen Kräfte reichen bei weitem nicht aus, auch nur einen größeren Teil der weiten Kolonialgebiete zu besetzen. Private Kreise wie die Regierung sollten daher bemüht sein, die Mittel der Missionsgesellschaften nach Möglichkeit zu stärken. Das Geld ist gut angelegt.

7. Die Kolonialbeamten.

In den Tropenkolonien wenigstens sind die meisten Weißen Beamte, öffentliche oder private, bürgerliche oder militärische. Sie — und in erster Linie die Privatbeamten — sind die Faktoren, von denen die Art der Ausführung aller kolonialwirtschaftlichen Maßnahmen mehr oder weniger unmittelbar abhängig ist. Die weite Entfernung vom Mutterlande und die Schwierigkeit, ja in dringenden Fällen die Unmöglichkeit, Instruktionen von Hause einzuholen, nötigen dazu, diesen Beamten einen hohen Grad von Selbständigkeit einzuräumen. Da die Beamten mit Rücksicht auf das Klima jung sein müssen, so ist diese Selbständigkeit natürlich doppelt mit Gefahren für die Auftraggeber verbunden.

Es fragt sich, wie weit dies Maß der Selbständigkeit ohne Schaden bemessen werden darf.

Da ist es nun ergötzlich, den Kampf zu beobachten, der zwischen dem straff zentralisierenden Gelüsten in der Heimat und dem durch die menschliche Natur wie durch das Interesse der Sache begründeten Streben nach möglichstster Selbständigkeit seitens der Beamten von Anfang an sich entwickelt hat und immer noch hohe Wellen schlägt.

Es wird uns bürokratisch engherzig erzogenen Deutschen doch so unendlich schwer, freiere Lebensformen zu finden!

Man mühte sich ab, eine Mittellinie zu ziehen, ohne — von glücklichen Einzelfällen abgesehen — das Unlösbare des Problems im allgemeinen zu begreifen. In der Rechnung sind nämlich soviel variable Größen, die Charaktereigenschaften und die persönliche Tüchtigkeit der Auftraggeber und der Beauftragten, daß sich ein Schema für ihr Verhältnis zueinander nicht aufstellen läßt. Es ist völlig verkehrt, sich grundsätzlich und praktisch auf den Standpunkt stellen zu wollen, daß der Schwerpunkt der Geschäftsleitung in der Heimat liegen müsse. Ein Beamter, der sich dem fügt, dem mangeln eben gerade die für seine

gedeihliche Wirksamkeit draußen hauptsächlich erforderlichen Eigenschaften. Die Lösung liegt vielmehr in einem anderen Moment.

Das idealste Verhältnis ist hier gerade das allein richtige: Stelle einem Untergebenen eine Aufgabe und überlaß ihm, wie er sie ausführt! Darin liegt auch gar nichts Bedenkliches, solange man die Vorsicht beobachtet, den Mann mit peinlichster Sorgfalt für seine Aufgabe auszuwählen, so daß man weiß und das Vertrauen haben darf, daß er leisten kann und wird, was er soll.

Diese Sorgfalt bei der Auswahl von Beamten wird doppelt zur Pflicht, wenn die Möglichkeit der steten und prompten Kontrolle nicht gegeben ist, wie bei den Kolonialbeamten.

Wir fordern daher peinlichste Gewissenhaftigkeit von der Regierung und von Privaten bei der Auswahl der Personen, die sie hinaussenden wollen. Nur solche, die neben der selbstverständlichen Tüchtigkeit in ihrem Fache Pflichttreue, Arbeitsfreudigkeit, Charakterstärke und anständige Gesinnung besitzen, sind für diese verantwortungsvolle Tätigkeit brauchbar.

Wir fordern ferner, im Interesse des Gemeinwohls wie des Sonder Vorteils, daß die Beamten vorher über Land und Leute sich informieren, die Landessprache erlernen und sich mit den Vorschriften der Tropenhygiene bekannt machen*). Auch die Gesellschaften sollten darauf mehr Wert legen als bisher.

Wir fordern, daß sie auch im Lande selbst in geeigneter Weise zu gesundem Lebenswandel angehalten und daß grobe und mutwillige Verstöße dagegen mit Strafen belegt werden.

So hohen Anforderungen müssen natürlich auch besondere Leistungen gegenüberstehen. Erstklassige Menschen mit erstklassigen Kenntnissen und Erfahrungen werden sich nur dann den Unannehmlichkeiten einer solchen Stellung und den Gefahren des Klimas aussetzen, wenn sie entsprechend bezahlt werden und wissen, daß man ihnen nach Ablauf der eigentlichen Dienstzeit besondere Vergünstigungen gewährt. Das letztere trifft besonders auf die Staatsbeamten zu.

Es gibt keinen größeren Fehler als den, an den Ausgaben für die Beamten zu sparen, die man hinaussendet. An der Person hängt das Gelingen der gestellten Aufgabe, und alle Tüchtigkeit der heimischen Leitung kann ein Manko in der Leistungsfähigkeit des überseeischen Vertreters nicht wett machen. Ihn unter dem Gesichtswinkel des „jungen Mannes“ zu betrachten und zu behandeln, wie es bornierte Selbstüberhebung leider — ich nehme die hanseatischen Kreise ausdrücklich aus — noch allzu oft tut, ist ein grober Fehler, der sich stets rächen wird.

Hier liegt ein Krebschaden unserer bisherigen Kolonialwirtschaft!

Es liegt auf der Hand, daß es auch von besonderem Wert für alle Teile sein muß, wenn der Hinausgehende, auch der selbständige Ansiedler, für seine spezielle Tätigkeit schon eine entsprechende Vorbildung mitbringt. Dies gilt besonders auch von der Landwirtschaft und dem Handwerksbetrieb, sowie für die Plantagenwirtschaft.

*) Daß nur gesunde Personen, die den Anforderungen des Tropenklimas gewachsen sind, hinausgeschickt werden dürfen, ist allgemein anerkannt.

In letzterer Beziehung leisten die Universitäten (besonders Bonn und Halle) auf theoretischem Gebiete ja Übliches; doch wäre es im Interesse der Bereitstellung eines Stabes tüchtiger Pflanzler wünschenswert, wenn mit Hilfe der Regierung oder einer privaten Stiftung Beihilfen bereit gestellt würden, um Tropenlandwirten mit guter theoretischer Vorbildung längere Zeit in den Tropen selbst Gelegenheit zu praktischer Ausbildung zu gewähren. Bei schnellerem Anwachsen der Plantagenwirtschaft würde sonst unbedingt Mangel an geeigneten Kräften eintreten.

Für die theoretische wie praktische Vorbildung geeigneten Privatbeamtenpersonals hat die Deutsche Kolonialschule Wilhelmshof zu Wigenhausen an der Werra seit Jahren ganz ausgezeichnetes geleistet, und sie verdient vollauf, daß sie von Reichswegen unterstützt wird. Doch reichen die Mittel für die so notwendige Erweiterung des Betriebes nicht aus. Hier sollte das Reich in größerem Maßstabe helfend eintreten, oder es müßten durch eine geeignete Werbung privatim Zuwendungen herbeigeschafft werden. Eine Vergrößerung und Verbesserung des Instituts ist dringend erforderlich.

C. Vorschläge, welche alle Kolonien gleichmäßig betreffen.

Die Regierung hat überall für den Schutz von Leben und Eigentum zu sorgen und deshalb darauf bedacht zu sein, daß die Eingeborenen, mindestens soweit sie in der Nähe europäischer Niederlassungen oder Anlagen ansässig sind, entwaffnet und der deutschen Herrschaft unterworfen werden. In dieser Beziehung wird leider mit Rücksicht auf die geringe Gebefreudigkeit des Reichstags von der Regierung zu wenig gefordert. Und dabei gibt es noch Leute, die eine Herabsetzung der Schutztruppe für angezeigt erachten. Als ich im Jahre 1903 kurz vor dem Ausbruch des Hereroaufstandes einer derartigen Anregung in der deutschen Kolonialgesellschaft widersprach und unter Hinweis auf die Situation des Schutzgebietes eine Verstärkung der Schutztruppe für dringend notwendig erklärte, wurde ich beinahe gesteinigt. Auch in Kamerun steht die öffentliche Sicherheit seit langer Zeit auf tönernen Füßen, und es ist klug von der Regierung gewesen, daß sie die durch den südwestafrikanischen Aufstand geschaffene Stimmung benutzt hat, um eine Verstärkung der Schutztruppe in Kamerun durchzusetzen. Sie wird dort bald genug bitter notwendig sein. Und auch in Deutsch-Ostafrika steht die große Abrechnung der Eingeborenen der Binnenländer mit den fremden Usurpatoren noch bevor, sobald die deutsche Kolonisation ihnen erst näher auf den Leib rückt.

Es ist eitel Unsinn, was zumeist über die Ursachen des Hereroaufstandes in der Öffentlichkeit gesagt worden ist. Er war nichts als eine letzte verzweifelte Anstrengung einer ihres Landes und ihrer Freiheit beraubten Nation, die jahrelang widerwillig in die Ketten geknirscht und nur auf einen günstigen Moment zum Losschlagen gewartet hatte. Dieser schien sich ihnen zu bieten, als durch die Bondelzwartsunruhen ein großer Teil der Schutztruppen nach dem Süden des Schutzgebietes abgerufen wurde.

Diesen letzten, entscheidenden Kampf werden wir daher in allen Schutzgebieten zu bestehen haben, und zwar in jedem voraussichtlich gesondert mit den einzelnen Nationen. Wie wir in Südwestafrika in der ersten Hälfte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Hottentotten und jetzt die Hereros haben niederwerfen müssen, so werden wir auch noch mit den Ovambo (Ambo) zu ringen haben, um sie zu entwaffnen und ihr Land für die Erschließung zugänglich zu machen. Da sie weit zahlreicher als die Herero und ein kriegerisches Volk sind, wird der Kampf schwer werden.

In Kamerun und Ostafrika liegen die Verhältnisse noch bedeutend ungünstiger. Die verhältnismäßig geringen Summen, die wir jetzt für eine starke Schutztruppe ausgeben, machen sich glänzend bezahlt, wenn wir in den übrigen Kolonien damit derartige beklagenswerte und kostspielige Katastrophen vermeiden.

In der Rechtspflege liegt der Regierung die Pflicht ob, auf die Anschauungen der Eingeborenen nach Tunlichkeit Rücksicht zu nehmen; dieser Verpflichtung ist sie sich voll bewußt und hat die privaten Bestrebungen, die auf Erforschung des Eingeborenenrechts gerichtet waren, stets unterstützt. Doch bleibt auch hier noch viel zu tun.

Den Eingeborenen gegenüber soll eine Kolonialregierung, wenn sie sich unterwürfig zeigen, überhaupt in jeder Beziehung mit kluger Schonung zu Werke gehen und ihr Interesse mit dem des herrschenden Volkes zu verketten suchen. Ihre Häuptlinge, Dorfschulzen, angesehenen Leute soll man, wie schon stellenweise geschehen, zur Lokalverwaltung — unter Umständen gegen Entgelt — heranziehen.

Wo immer die Eingeborenen greifbare Vorteile von der deutschen Herrschaft genießen, gehe man allmählich dazu über, sie zu besteuern, aber im Anfang mäßig. Die Durchführung dieser Maßregel im Innern setzt natürlich genügende Militärmacht und gute Verkehrsmittel voraus, damit Unruhen nicht entstehen oder sofort unterdrückt werden, und damit die Naturalabgaben behufs Verwendung weitertransportiert werden können, da sie sonst nach den gemachten Erfahrungen leicht überhaupt verderben. Fehlt es an Verkehrsmitteln und an Verwendung für die Abgaben, so ist — wie in andern geeigneten Fällen — Ableistung der Steuern in Form von Arbeit zu gestatten.

Den Weißen, den eigentlichen Trägern der wirtschaftlichen Entwicklung, gegenüber sei die Regierung in dieser ersten Periode der Erschließung weitherzig, frei von fiskalischem Geist, und frei von dem vorsündflutlichen Hochmut der Beamten und Offiziere gegen „geldverdienende“ Kaufleute, Pflanzer u. dgl. Sie hüte sich, den ganzen komplizierten Verwaltungsapparat eines kulturfatten Landes auf die embryonalen Verhältnisse der Kolonien zu übertragen. Sie sei stets darauf bedacht, zwischen den Weißen und den Farbigen eine Kluft bestehen zu lassen, um das Prestige der weißen Rasse zu schonen. Sobald die Entwicklung es gestattet, tue sie ihrerseits Schritte dazu, die Teilnahme der Weißen an der Regierung und besonders an der Gestaltung des Etats dadurch wirkungsvoller zu gestalten, daß die Mitglieder der Gouvernements-Beiräte nicht mehr von der Behörde ernannt, sondern durch das Vertrauen

ihrer Mitbürger für ihr Amt gewählt werden. Später werden die bloß beratenden Befugnisse der Beiräte nach und nach zweckmäßig erweitert werden müssen.

Die Errichtung von Schulen für Weiße und Eingeborene muß dem Bedürfnis entsprechend fortgesetzt werden.

Die Regierung lasse ferner weitere Untersuchungen über die Gesundheitsverhältnisse der Kolonien, die Verhütung und Heilung der endemischen Krankheiten und über hygienische Maßnahmen zur Bekämpfung der Gefahren des Klimas anstellen. Die als zweckmäßig erkannten hygienischen Einrichtungen müssen so schnell wie möglich eingeführt werden. Die Zahl der Krankenhäuser und Sanatorien ist zu vermehren; das Bedürfnis dazu ist durchweg vorhanden.

Die Urproduktion ist durch geeignete Einschränkung des Raubbaus vor Vernichtung zu schützen (z. B. Kautschuk und Elfenbein).

Der allgemeine Kulturstand der Eingeborenen ist zu heben durch Unterstützung der Missionen. Durch Prämien und sonstige geeignete Mittel (Überlassung von Saatgut, Unterweisung, Vermittlung des Absatzes) sollten die Eingeborenen zur Ausdehnung ihres Ackerbaus und ihrer Viehzucht angehalten, auch zur Einführung neuer, lohnender Kulturen für den Export veranlaßt werden.

Den Konsum der Eingeborenen zu heben dürfte mangels sonst geeigneter Mittel dem allmählichen Einfluß der wachsenden Zivilisation zu überlassen sein.

Die Verkehrsverhältnisse sind in allen Schutzgebieten verbesserungsbedürftig. Selbst die Verbindung mit dem Mutterland (mehr noch die mit der übrigen Welt) ist mehrfach mangelhaft. Es ist für den Kriegsfall doch sehr bedenklich, daß wir hinsichtlich der telegraphischen Verbindung mit den Kolonien in so vielen Fällen auf englische Kabel angewiesen sind. Am besten ist noch für die Post- und Telegraphen-Verbindung innerhalb der Kolonien Vorsorge getroffen; aber auch hier muß unablässig weiter gearbeitet werden. Der Wegebau liegt noch sehr in den Anfängen; er ist für Automobilbetrieb einzurichten. Eisenbahnen sind überall, zunächst nach den Vorzugsgebieten, zu bauen, nötigenfalls unter Zinsgarantie des Reiches, bis die Kolonien selbst kreditfähig sind. Die Schifffahrtsverhältnisse auf den Strömen müssen verbessert werden, wo die Vorbedingungen dazu vorhanden sind. Die vorhandenen natürlichen Häfen oder Keeden bedürfen vielfach der Meliorationen. Mit Bezug auf die den Kolonien im Rahmen der deutschen Weltpolitik zuge dachte Rolle wäre auch der eine oder andere geeignete Hafen zu befestigen, ferner Kohlen- und Dockstationen anzulegen.

Die erste Ansiedlung von Weißen muß von der Regierung organisiert und durchgeführt werden. Die ersten Ansiedler sind reichlich zu unterstützen.

Zunächst sind für alle Kolonien Ansiedlungskommissare anzustellen, die alle auf die künftige Siedlung bezüglichen Fragen zu untersuchen haben.

In allen Kolonien sind, wie teilweise schon geschehen, Versuchs-

stationen für Ackerbau, Viehzucht und Plantagenbau seitens der Regierung einzurichten und Spezialkommissare zu entsenden, die die einzelnen Gegenden auf ihre Eignung für den einen oder andern Betrieb (durch Europäer oder Eingeborene) zu untersuchen haben.

Die Viehseuchen und die Schädlinge des Acker- und Plantagenbaus sind zu studieren, um Mittel zu ihrer Bekämpfung zu finden.

Die Kolonien sind bergmännisch von Reichswegen zu untersuchen, und die private Mutung ist durch finanzielle Unterstützung und Aussetzung von Prämien zu fördern.

Der Handel — besonders der Ausfuhrhandel der Schutzgebiete — erwartet schließlich von der Regierung die weitgehendste Unterstützung bei der Organisation der Absatzverhältnisse, einer der wesentlichsten Vorbedingungen für den Aufschwung der kolonialen (durch Farbige oder Weiße betriebenen) Landwirtschaft. Der an sich vielerorts mögliche oder namhaft zu steigende Anbau von Weizen, Reis, Kartoffeln, Sesam, Erdnüssen u. dgl. muß zurzeit mangels guten und schnellen Absatzes unterlassen werden. Der Einzelne ist aber schwer oder gar nicht in der Lage — besonders nicht der Eingeborene — überseeische Absatzverbindungen anzuknüpfen. Hier müssen Aufkaufsgenossenschaften unter staatlicher Kontrolle vermittelnd eingreifen.

D. Vorschläge, welche einzelne Kolonien betreffen.

1. Deutsch-Ostafrika.

In Deutsch-Ostafrika ist zunächst die Frage von besonderer Wichtigkeit, unter welchen Bedingungen eine ausgedehnte europäische Ansiedlung in Uhehe und im Kondelande möglich sein würde. Diese Frage sollte je eher je lieber gründlich geprüft werden.

Zur Siedlungspolitik gehört auch die Heranziehung und Ansiedlung geeigneter Eingeborener aus dem Binnenlande nach der Küste, um stabile Arbeitskräfte für die bisher sämtlich in den Küstenlandschaften gelegenen europäischen Wirtschaftsbetriebe zu gewinnen.

Zur Hebung der Viehzucht ist die Bildung mehrerer großer Gesellschaften (für Usambara, Uhehe, das Kondeland usw.) anzustreben. Die einheimische Rinderrasse ist zu verbessern. Auch die Straußenzucht sollte mehr ausgebeutet werden.

Der Plantagenbetrieb auf Kaffee, Sisalagaven, Kokospalmen verträgt noch eine sehr erhebliche Ausdehnung. Hier ist noch für Hunderte von Gesellschaften ein ausreichendes Betätigungsfeld. Man zögere nicht, sie ins Leben zu rufen. Besonders aussichtsvoll erscheint auch die Kautschuk-Kultur. Ferner sollten mit Kakao größere Versuche gemacht werden.

Auf dem Gebiete der Bahnbauten sind zunächst am dringlichsten Verbindungen mit Uhehe, dem Kondelande und den Goldfundstätten.

2. Deutsch-Südwestafrika.

Nach Beendigung des Krieges ist die wichtigste Aufgabe der Regierung die Durchführung der Entwaffnung und die Neuansiedlung der

Hereros, die wir als Arbeiter brauchen, auch und gerade wenn die europäische Siedlung gute Fortschritte macht. Eine weitere Notwendigkeit ist die der Unterwerfung der Ovambo.

Wenn das Land jetzt pazifiziert ist und ohnehin alles von Grund aus neu geschaffen wird, so wäre der rechte Moment, in die Bahnen der staatlich geleiteten und unterstützten Massensiedlung einzubiegen. Da sich die Regierung der Verfügung über große Teile des Landes zu Gunsten mehrerer Konzessionsgesellschaften begeben hat, so ist es die höchste Zeit, mit diesen in Verhandlung zu treten, um einen Weg zu finden, der der Regierung die Durchführung der Siedlung unter Benutzung dieser Ländereien gestattet.

Demnächst muß für Wasser gesorgt werden. Die Grundwasserhältnisse hätten längst systematisch untersucht werden sollen. Brunnenbohrungen müssen schleunigst in größerem Maßstabe vorgenommen werden (durch Unterstützung des Kolonialwirtschaftlichen Komitees). Die Stauanlagen bei Hatsamas und am großen Fischfluß sind zunächst auszuführen.

Der Hafen in Swakopmund bedarf eines gründlichen Ausbaus, um einen größeren Verkehr bewältigen zu können. Die bisherigen Verbesserungen haben sich als unzulänglich erwiesen.

Zur Vorbereitung der Siedlung ist ferner eine Bahnlinie von Windhuk über Rehoboth-Hoachanas-Gibeon-Bersaba-Keetmanshoop-Warmbad dringend erforderlich.

Um den Viehzuchtsbetrieb im Schutzgebiet von vornherein auf breiter Basis zu organisieren, sollte eine Zentral-Viehzuchtsgenossenschaft gebildet werden.

3. Kamerun.

In Kamerun ist die deutsche Herrschaft erst in sehr geringem Umfange wirklich etabliert. Sie beschränkt sich tatsächlich auf einen schmalen Küstenstreifen und reicht an keiner Stelle über die Randgebirge des Binnenplateaus hinaus. Hiermit ist auch das Wirtschaftsgebiet auf die Küstenländereien eingeengt. Der vor kurzem unternommene Versuch, auf dem Venue-Wasserwege vordringend, von Garua aus im Innern des Schutzgebietes festen Fuß zu fassen, muß als sehr gewagt bezeichnet werden, da die umwohnenden Völkerschaften zahlreich, durch den Muhammedanismus fanatisiert, kriegerisch, gut bewaffnet, und die Besatzung von Garua ihnen gegenüber im Ernstfalle völlig wehrlos ist.

Ich fürchte, daß sich dieser vereinzelte, schwächliche Vorstoß einst noch bitter rächen wird.

Notwendiger und leichter wäre ein allmähliches Vordringen von der Küste aus in die Gebiete der nördlichen Graslandvölker und deren Eröffnung für die sicherlich dort sehr aussichtsvolle Baumwollkultur. Leider sind die früher bereits eingerichteten Stationen in Baliburg, Tinto usw. wieder aufgegeben worden. Will man diesen Weg nicht wählen, so gehe man über Balinga und Ngaumdere vor. Aber geschehen muß nach dieser Richtung hin etwas, wenn wir nicht an der Küste sitzen bleiben wollen.

Die Gesellschaft Nordwest-Kamerun wird ohne hinreichenden

militärischen Schutz auf die Dauer kaum Bedeutendes leisten können. Für die Südkamerun-Gesellschaft ist in dieser Beziehung bereits mehr getan worden. Weder die eine noch die andere kann außerdem ohne Bahnverbindung vorwärts kommen.

Auch an der Küste ist übrigens erst ein kleiner Teil des Geländes unter wirtschaftlicher Ausbeutung. Es sollten sich — abgesehen vom Kakaobau — weitere Gesellschaften bilden zum Zweck des sicherlich rentablen Anbaus von Kautschukbäumen, Pfeffer, Nelken, Vanille, Ingwer, Kardamom usw. Es fragt sich auch, ob und durch welche Mittel etwa der Wurzelkäfer wirkungsvoll bekämpft werden kann, der bisher die Kultur des Kaffeebaumes hat aussichtslos erscheinen lassen.

Eine Gesellschaft ferner, die die Erfahrungen der Viehzuchtstation in Bua verwertete, würde sicher ein gutes Geschäft machen.

Die bergmännische Untersuchung des Schutzgebiets liegt noch völlig im Argen, obwohl auch durch die geologische Formation das Vorkommen wertvoller Mineralien geradezu indiziert ist. Die interessierten Gesellschaften sollten ebenso wie die Regierung diesen Teil der Erschließungsarbeiten besonders nachdrücklich betreiben.

4. Togo.

Togo ist bisher mit einer Polizeitruppe ausgekommen, da der Wirtschaftsbetrieb der Weißen in der Hauptsache auf die Küste beschränkt war. Sobald die Entwicklung, wie es dringend zu wünschen ist und sich bereits anbaut, ins Innere des Landes nachdrücklicher übergreift, wird auch hier eine größere Schutztruppe eingerichtet werden müssen.

An der Küste bieten die Kulturen von Kaffee, Kokospalmen und Kautschukbäumen dem deutschen Unternehmungsgeist noch ein weites Betätigungsfeld.

Die Versuche mit der Baumwollkultur ermutigen zu einem Betriebe in ganz großem Maßstabe durch eine kapitalkräftige Gesellschaft unter Heranziehung der Eingeborenen.

Auf der Hochebene fänden Viehzuchtunternehmungen voraussichtlich gute Rentabilität.

Auch dies Schutzgebiet bedarf noch weiterer, gründlicher bergmännischer Erforschung.

5. Kiautschou.

Der Handel des Schutzgebiets wird in erster Linie durch die Hebung der Bodenreichtümer der Provinz Schantung eine erhebliche Belebung erfahren. Dazu bedarf es aber der Eröffnung bequemer und billiger Verkehrswege im Innern des Landes.

Ferner wäre die Viehzucht mit Rindern, Ziegen und Schafen einzuführen, wenn die angestellten Versuche eine Durchführung in größerem Maße aussichtsreich erscheinen lassen.

Vielleicht wäre es auch möglich, Pferde, Maultiere und Esel im Lande selbst zu ziehen und sich von dem Import derselben unabhängig zu machen.

6. Deutsch-Neuguinea.

Auch hier reicht die deutsche Herrschaft über einen sehr schmalen Küstenstrich nicht hinaus. Das Innere des Landes ist meist völlig unbekannt; die Erforschungsarbeit nimmt daher hier noch einen besonders breiten Raum ein. Ferner läßt die telegraphische Verbindung mit dem Mutterlande sehr zu wünschen übrig. Auch der Verkehr zwischen den einzelnen Inseln der Archipele und mit Kaiser Wilhelmsland steht auf völlig ungenügender Grundlage. Sogar der Gouverneur hatte bis vor kurzem kein eigenes Schiff zur Verfügung und war hinsichtlich seiner Dienstreisen von Gelegenheiten abhängig. Mindestens ein weiteres Dampfboot ist dringend erforderlich.

Hinsichtlich der Plantagenwirtschaft wäre zu wünschen, daß sich eine Anzahl weiterer Gesellschaften bildete, um die Kultur der Kokospalme, der Baumwolle und des Tabaks weiter auszudehnen und die Versuche mit Kakao und Liberia-Kaffee im Großen zu verwerten. Auch die Eingeborenen wären durch Prämien zur regelmäßigen Anpflanzung von Kokospalmen anzuhalten.

Auch eine Viehzuchtgesellschaft, die Rinder, Ziegen und Schweine, vielleicht auch Pferde züchtete, könnte auf Gedeihen rechnen. Ein schon vor zehn Jahren unternommener Versuch, eine solche Gesellschaft zu bilden, scheiterte an der Zurückhaltung des deutschen Kapitals, das damals mit den Verhältnissen in Kaiser-Wilhelmsland noch weniger vertraut war als heute.

Die weitere bergmännische Untersuchung des Landes wird sicher auch hier noch wertvolle Schätze zutage fördern.

Schließlich sollte die Möglichkeit und Rätlichkeit der Deportation nach einer der hierher gehörigen Inseln baldigst einer Prüfung unterzogen werden, und zwar in Verbindung mit der großzügigeren Untersuchung, wie weit unsere Südpolebesitzungen etwa für deutsche Siedlung in größerem Umfange in Betracht gezogen werden könnten.

7. Deutsch-Samoa.

Auch Samoa hat schlechte telegraphische Verbindung mit dem Mutterlande. Bergmännische Untersuchungen sind auch hier vermutlich nicht aussichtslos. Der Wert der Inselgruppe für die mannigfaltigsten Plantagenkulturen ist aber erst neuerdings erkannt worden. Außer den bestehenden sollten sich weitere Gesellschaften zum Betriebe der Kakao-Kultur bilden. Auch Thee, Kaffee, Baumwolle und Kautschuk sind aussichtsvolle Kulturen. Erst in den letzten Tagen (April 1905) ist erfreulicherweise ein Syndikat mit dem sehr gesunden Projekt einer Samoa-Kautschuk-Kompagnie hervorgetreten, das die lebhafteste Beteiligung des deutschen Kapitals in vollem Maße verdient.

E. Die finanzielle Tragweite der gemachten Vorschläge.

Es ergibt sich aus dem Text der Kapitel A—D dieses Abschnitts unserer Abhandlung oder aus der Natur der Sache, auf welche Schultern die finanziellen Lasten gelegt werden müssen, die durch die Ausführung dieses Programms entstehen würden. Der größte Teil würde von dem

deutschen Privatkapital mit der mehr oder weniger sicheren Erwartung auf reichen Geschäftsgewinn übernommen werden müssen, ein kleinerer Teil entfiel auf die Opferwilligkeit privater, für das Gemeinwohl wirkender Kreise und würde à fonds perdu gegeben werden, und den Rest hätte die Regierung, d. h. hätten die Steuerzahler des Mutterlandes aufzubringen.

Dieser Rest interessiert naturgemäß das deutsche Volk am meisten. Wir haben daher die Aufwendungen für die von der Regierung zu übernehmenden Aufgaben in großen Umrissen geschätzt und auf die nächsten zwanzig Jahre verteilt, um ein ungefähres Bild davon zu gewinnen, um welche Summen die Ausgaben für die deutschen Schutzgebiete sich jährlich vermehren würden, wenn Regierung und Volk sich entschließen, eine derartige energische und großzügige Kolonialpolitik zu inaugurieren.

I.

1) Errichtung eines Reichsamts für die Kolonien . . .	Mk.	200 000
2) Unterstützung der Missionen	"	300 000
2a) Für die wissenschaftliche Erforschung der K.	"	200 000
3) Beihilfen für Tropenlandwirte, 10 Stellen à 10 000 Mk.	"	100 000
4) Zur Unterstützung der deutschen Kolonialschule in Witzenhausen	"	100 000

II.

5) Verstärkung der Schutztruppen	"	500 000
6) Für Unterstützung der Untersuchung der Rechtsverhältnisse der Eingeborenen	"	10 000
7) Zur Besoldung von eingeborenen Verwaltungsbeamten	"	50 000
8) Schulen für Weiße und Eingeborene	"	200 000
9) Für Untersuchungen der Gesundheitsverhältnisse . . .	"	50 000
10) Hygienische Einrichtungen	"	300 000
11) Bau von Krankenhäusern und Sanatorien	"	500 000
12) Prämien an Eingeborene zur Hebung von Ackerbau und Viehzucht	"	10 000
13) Verbesserung der Verkehrsverhältnisse u. z.		
Begebau	Mk.	300 000
Zinsgarantie für Eisenbahnbauten	"	1 000 000
Stromregulierungen	"	500 000
Hafenverbesserungen*)	"	500 000
Anlage von Kohlen- u. Dockstationen	"	1 000 000
		<u>3 300 000</u>
14) Staatlich organisierte und unterstützte Massenansiedlung Weißer**)	"	500 000
15) Versuchsstationen für Ackerbau, Plantagenbau und Viehzucht	"	500 000
		<u>Uebertrag: Mk. 6 820 000</u>

*) Für den Ausbau des Hafens von Swakopmund ist eine einmalige größere Ausgabe nötig.

**) Abgesehen von einer einmaligen großen Ausgabe, die wir auf etwa 50 Millionen Mark veranschlagen.

Uebertrag: Mf. 6 820 000

16) Spezialkommissare zur Untersuchung der einzelnen Landesteile für Ackerbau, Plantagenbau und Viehzucht	"	200 000
17) Zur Bekämpfung der Viehseuchen und der Schädlinge des Plantagenbaus	"	50 000
18) Zur bergmännischen Untersuchung der Schutzgebiete.	"	100 000
19) Unterstützung und Prämien für private Mutung	"	100 000

III.

20) Untersuchung des Uebe- und des Kondelandes auf Eignung für europäischen Siedlung	"	50 000
21) Ansiedelung von Eingeborenen des Binnenlandes in den ostafrikanischen Küstengegenden	"	100 000
22) Zur Verbesserung der Rinderrasse in Ostafrika	"	50 000
23) Entschädigung der Landgesellschaften in S.-W.-A.	"	*) 100 000
24) Untersuchung der Grundwasserhältnisse in S.-W.-A.	"	40 000
25) Für Brunnenbohrungen in S.-W.-A.	"	300 000
26) Für zwei Stauanlagen**)	"	1 500 000
27) Anlage von Stationen im nördlichen Graslande von Kamerun	"	200 000
28) Für Wegebauten in Kiautschou	"	100 000
29) Für ein Dampfboot für Neuguinea	"	50 000
30) Untersuchung der Eignung Neuguineas für europäische Ansiedlung und für Deportation	"	30 000
		Mf. 9 790 000

*) Auf zwanzig Jahre!

***) Auf acht Jahre verteilt.

Es wird sich nach dieser Berechnung um eine jährliche Mehrausgabe von etwa 10 Millionen Mark, vom 9. Jahre an nur von 8¹/₂ Mill. Mf. auf 20 Jahre handeln, um unsere Kolonien für eine schnelle Entwicklung gehörig auszurüsten.

Freilich werden dazu noch erhebliche einmalige Ausgaben treten, die z. T. noch gar nicht zu schätzen sind, und die im Anleihewege aufgebracht werden müssen. Dahin gehören die Kosten für Kabelanlagen, für die Entwässerung der Ovambo, für weitere Kolonialkriege in Kamerun, Ostafrika usw., für die Siedlung in Südwestafrika (ca. 50 Mill.) und anderen Kolonien, für den Ausbau des Hafens von Swakopmund (10 Mill.?) u. dgl. m. —

Der Reichszuschuß, den wir zurzeit für die Kolonien alljährlich leisten, beträgt rund 30 Mill. Mark (davon entfällt auf Kiautschou mehr als ein Drittel). Die vorgeschlagene Erhöhung bedeutet eine jährliche Mehrausgabe von 33¹/₃ % und ist folglich nicht gerade als exorbitant zu bezeichnen. Sie kann um so weniger Anlaß zu Bedenken geben, als die vorausgehenden Untersuchungen wohl zur Evidenz gezeigt haben, daß ohne eine solche Erhöhung der Aufwendungen für die Schutzgebiete ein fast völliger Stillstand der Entwicklung mit

ziemlicher Sicherheit zu erwarten ist. Die Aussicht, jemals aus der Kalamität der Reichszuschüsse herauszukommen, ist dann völlig gleich Null, und die Hoffnungen, die wir auf unsere Kolonien gesetzt haben, würden nur zu einem so geringen Teile Erfüllung finden können, daß es besser wäre, die ganze Kolonialpolitik aufzugeben.

Mit dem für unser Nationalvermögen nicht zu schweren Opfer von 20 × 40 Mill. ordentlicher und ca. 200 Mill. außerordentlicher Ausgaben (= einer Milliarde) können wir aber die Kolonien in zwanzig Jahren soweit gebracht haben, daß die Erntezeit beginnt, daß wir mit Zins und Zinseszins aus ihnen den Nutzen für unseres Vaterlandes Macht und Wohlfahrt zu schöpfen uns anschicken können, um deswillen wir die Kolonien erworben haben.

5/
1253

Neue Erscheinungen

im Verlage von

Felix Dietrich in **Leipzig**, Brüderstrasse 49 pt.

(Von der Presse warm empfohlen. Ausführliche
Prospekte mit Urteilen gratis und franko.)



- Die Ideenwelt des Anarchismus.** Von Dr. W. Borgius. 68 S. M. 1.—.
- Menschenreform und Bodenreform.** Unter Zugrundelegung der Veredelungslehre Francis Galton's (Galton kontra Malthus). Von Heinrich Driesmans. 4 Bogen. M. 1.50.
- Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen im Auslande.** Von Dr. Heinrich Pudor. I. Band: Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen in den skandinavischen Ländern. ca. 12 Bogen, mit vielen statistischen Tabellen, Sachregister etc. M. 7.50; geb. in Halbfranz M. 9.—.
- Fideikommiss-Schutz in Deutschland versus Landarbeiterheimschutz in Dänemark.** Von Dr. Heinrich Pudor. M. 1.50.
- Die Flottenfrage** unter den wirtschaftspolitischen und technischen Voraussetzungen der Gegenwart dargestellt von Erich Neuhaus. 4 Bogen. M. 1.—.
- Wo bleibt die Schulreform?** Ein Weckruf an das Volk der Denker. Von Dr. Rhenius, Direktor der Landwirtschaftsschule mit Gymnasialklassen zu Samter (Bez. Posen). 10 Bogen. M. 2.50.
- Gebildete Hebammen?** Ein Beitrag zur Frauenberufsfrage. Von Hulda Maurenbrecher. M. 1.—.
- Ecce mater! (Siehe eine Mutter!)** Sozialer Roman von Ruth Bré. Mk. 3.—; eleg. geb. M. 4.—.
- Ein Tendenzroman im Sinne der Bestrebungen der Verfasserin, den Schutz der unehelichen Mutter betreffend und sehr geeignet, weitere Kreise zum Nachdenken über alle hier in Betracht kommenden Fragen anzuregen.
- Die geschlechtliche Aufklärung der Jugend.** Von Dr. M. Marcuse. Vortrag, gehalten am 5. April 1905 in der öffentlichen Versammlung des „Bundes für Mutterschutz“, Berlin. 16 S. 30 Pf. (In Partien billiger.)
- Flugschriften des Volksbundes zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild.**
- No. 1. Marcinowsky, Dr. J., leitender Arzt des Sanatoriums Wolfersdorfer Schleuse bei Erkner (Berlin): **Krankhafte Richtungen der geschlechtlichen Sinnlichkeit und ihre Entstehungsgesetze.** Vortrag, gehalten auf dem ersten Vortragsabend des Volksbundes. 1.—10. Tausend. 10 Pf.
- Wald und Waldverwüstung.** Von Frz. Hoermann, kgl. Fachlehrer. Auf Veranlassung des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege herausgegeben. 4 Bogen. M. 1.—.
- Rechtsfragen.** Heft 1: Treu, Max: **Strafjustiz, Strafvollzug und Deportation.** 2 Bogen. 50 Pf.
- Heft 2: Bré, Ruth: **Keine Alimentationsklage mehr! Schutz den Müttern!** 2 Bogen. 2. Tausend. 50 Pf.
- Heft 3: Schirmacher, Frä. Dr. Käthe: **Die Frauenarbeit im Hause, ihre ökonomische, rechtliche und soziale Wertung.** 2 Bogen. 50 Pf.

st.

s-
s.

Dr.
en
a-

in

n-

Dr.
n-

la

;

te-
in

r-
es

rt

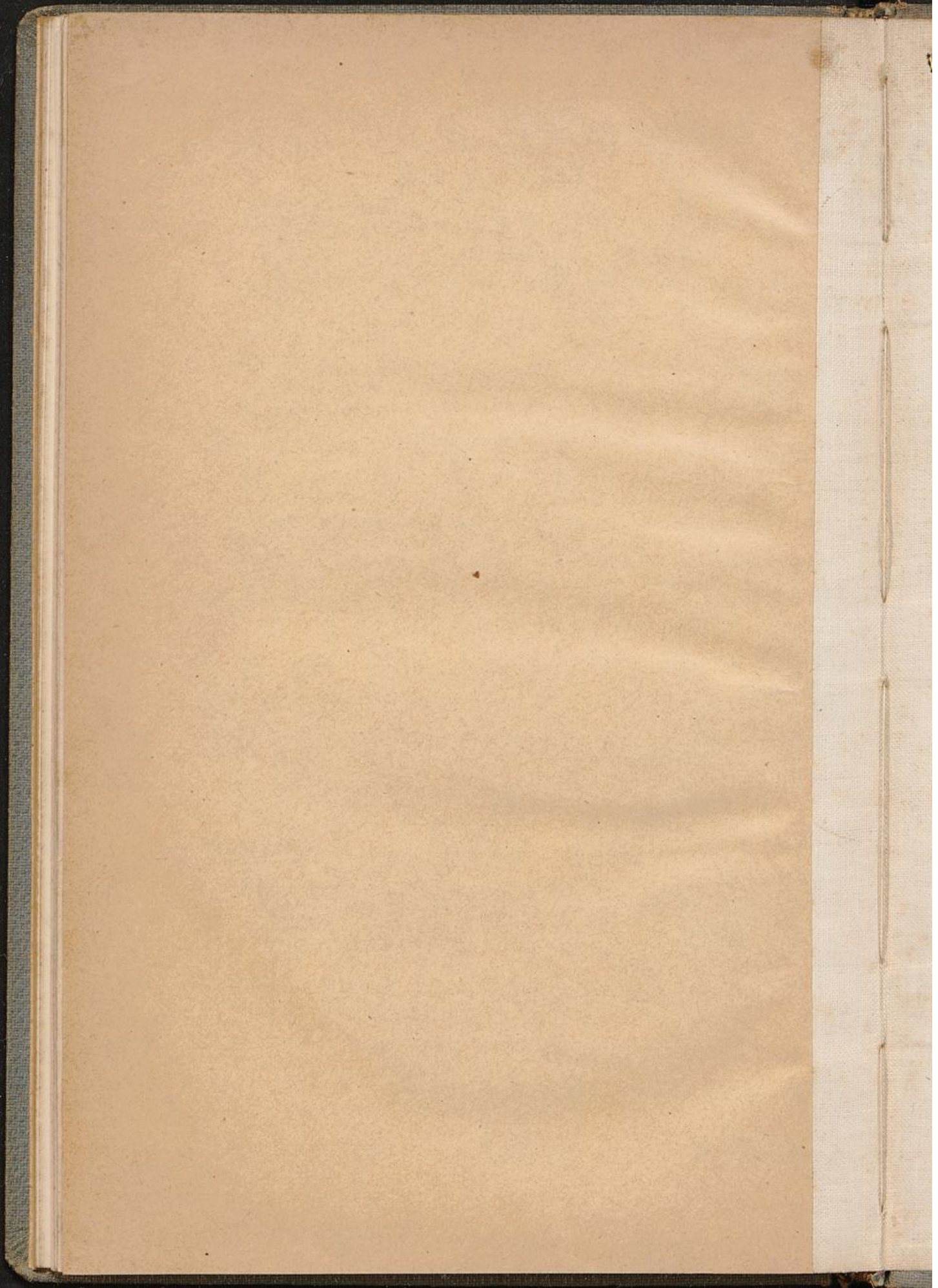
s-
er
e.
s.

if
s-

r-

n

e,
g.



42741/44

Diedr. Heidorn
Buchbinder
Bremen, Lessingstr. 53.